Zeitschrift: Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald

Herausgeber: Historischer Verein der Region Werdenberg

Band: 21 (2008)

Artikel: Die Hungerkatastrophe in der Krise von 1816/17 : die Ursachen, das Elend, die Bewältigung und die Folgen

Autor: Gabathuler, Hansjakob

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-893629

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 24.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

883887

Die Hungerkatastrophe in der Krise von 1816/17

Die Ursachen, das Elend, die Bewältigung und die Folgen

Hansjakob Gabathuler

In der Ostschweiz hatten sich die Jahre 1814 und 1815 für die landwirtschaftliche Produktion als wenig ertragreich erwiesen, und weit schlimmer noch wurde es 1816. Insgesamt 122 Regentage und 35 Tage mit Schneefall brachte dieses Jahr. Vielerorts kam es zu Überschwemmungen, so dass manche Dörfer und Kornfelder wochenlang im Wasser standen. Zu allem Übel muss auch die Mäuseplage fürchterlich gewütet haben. Die Menschen ahnten die kommende Not, und mit Angst und Besorgnis sah man dem Winter entgegen, da schon im Herbst allenthalben Mangel an Nahrungsmitteln auftrat.

Im nahen Ausland war das Getreide ebenfalls nur spärlich vorhanden, denn die blutigen Napoleonischen Kriege hatten innerhalb von knapp zwanzig Jahren «das Mark der Länder verzehrt». Nur kärglich fielen die Ernten auch in den reichsten Kornländern aus und konnten kaum den eigenen Bedarf notdürftig decken. Die hierzulande vormals blühende Industrie lag darnieder, insbesondere die Spinnerei und die Spulerei. In weiten Gebieten herrschte traurige Verdienstlosigkeit.

Blick in das riesige Kraterbecken – die Caldera – des 1815 ausgebrochenen Vulkans Tambora auf der indonesischen Insel Sumbawa.

Im Oktober 1816 setzte eine fürchterliche Teuerung ein, so dass die Lebensmittelpreise nie dagewesene Höhen erreichten.

Mit der Fruchtsperre der deutschen Nachbarstaaten eröffneten sich zu Martini 1816 die düstersten Aussichten auch für unsere Region. In den unteren Gemeinden des Werdenbergs brach unter den Schweinen eine Seuche aus, allein in Frümsen sollen 28 Stück eingegangen sein. Am 7. November brannte das Dorf Fontnas samt dem Kirchlein nieder; nur zwei Häuser und drei Scheunen blieben vom verheerenden Element verschont.[1]

Die Ursachen der Krise

Es war eine Häufung verschiedener Faktoren, die in verhängnisvoller Weise bei der Entstehung der Hungerkrise von 1816/17 einwirkten, von der die Gegenden der Nordostschweiz mit besonderer Heftigkeit heimgesucht wurden – unter diesen auch die südlichen Teile des Kantons St.Gallen.[2] Die folgenden Ausführungen möchten die näheren Gründe aufzeigen, die zu dieser Katastrophe geführt haben.

Vulkanausbruch auf Sumbawa

Heute weiss man, dass die Kette jener unheilvollen Ereignisse, die das Jahr 1816 zum «Jahr ohne Sommer» werden liessen, ihren Anfang im April 1815 im fernen Indonesien genommen hatte, wo im Norden der Insel Sumbawa der Vulkan Tambora ausgebrochen war.[3] Vor der gewaltigen Eruption muss der etwa 60 Kilometer Durchmesser aufweisende Tambora rund 3900 Meter hoch gewesen sein; seine heutige Höhe

beträgt noch 2850 m ü. M. Die 1815 entstandene Caldera – das grosse Kraterbecken, das durch den Einsturz der Erdkruste nach der Entleerung des Magmareservoirs entstanden ist – hat einen Durchmesser von über sieben Kilometern.[4] An Zerstörungskraft übertraf dieser Ausbruch alle bisher bekannten Vulkaneruptionen; er gilt denn auch als der grösste in historischer Zeit.[5]

Gegen Abend des 5. April 1815 wurde in Batavia[6], der grössten Hafenstadt von Java, dumpfes Grollen wahrgenommen, das sich wie Kanonendonner anhörte. Als am nächsten Morgen warmer Ascheregen herabrieselte, wussten die Bewohner, dass ein Vulkan ausgebrochen sein musste; nach der Lautstärke zu schliessen in unmittelbarer Nähe. Fünf Tage geschah weiter nichts, bis am Morgen des 10. April und den ganzen folgenden Tag eine Reihe gewaltiger Explosionen, wie man sie noch nie erlebt hatte, den gesamten 4000 Kilometer langen indonesischen Archipel erschütterte. Knapp 500 Kilometer vom Zentrum der Explosionen entfernt war es am Morgen des 13. April um 9 Uhr noch immer nicht hell, und erst gegen 10 Uhr gewahrte man einen schwachen Lichtschimmer am Himmel. Eine Stunde später begannen die Vögel zu zwitschern wie sonst im Morgengrauen, während das Dröhnen ferner Explosionen weiter anhielt. Über weiten Teilen Indonesiens blieb der Himmel drei Tage lang verdunkelt.

Das Zentrum der Katastrophe lag auf der Insel Sumbawa. Drei Jahre zuvor war dort der Tambora erwacht und hatte, von Beben begleitet, begonnen, Dampf- und Aschewolken auszustossen. Bis dahin jedoch hatte sich der Vulkankegel seit Menschengedenken still über den Regenwald erhoben.

Wenige Tage nach der titanischen Explosion wurde eine Schiffsladung mit Reis in das Katastrophengebiet entsandt. Als sich die Seeleute Sumbawa näherten, hatten sie Mühe, die Insel wiederzuerkennen: vom ehemals ebenmässig kegelförmigen Gipfel des Tambora war nur noch ein breites, wild zerrissenes Hochplateau geblieben. Abertausende entwurzelter Bäume und seltsame Gebilde aus Bimsstein schwammen auf dem Meer und versperrten den Weg zur Küste. Nachdem das Schiff endlich anlegen konnte, bot sich der Mannschaft des Seglers ein apokalyptisches Bild: der Grossteil der Insel lag unter einer bis 1.50 Meter dicken Schicht von Schlamm und Asche. Die Ernten waren vernichtet, in den Strassen lagen tausende von toten Menschen, und unter den wenigen Überlebenden – viele vom Donnern der Explosionen taub geworden – grassierte die Cholera.

Am 10. April waren gegen 7 Uhr abends drei getrennte Flammensäulen nahe dem Tambora-Gipfel hervorgebrochen, alle dem Anschein nach innerhalb des Kraterrandes; und nachdem jede von ihnen zu einer grossen Höhe aufgestiegen war, vereinigten sich ihre oberen Enden in der Luft zu einer wild verschlungenen, unruhigen Spirale. Nach kurzer Zeit glich der ganze Berg einer Masse aus flüssigem Feuer, das sich in alle Richtungen ausbreitete. Geologen sprechen heute bei diesem Phänomen von «nuées ardentes», von brennenden Wolken und von «pyroklastischen Flüssen», wie sie auch die Bewohner der antiken Städte Pompeji und Herculaneum im Schlaf überrascht hatten: ein Gemisch aus glühenden vulkanischen Aschen und Gasen, die mehr als 800 Grad Celsius heiss sein können, sich mit unheimlicher Geschwindigkeit lawinenartig ausbreiten und alles, was sich ihnen in den Weg stellt, entweder verbrennen, vergiften oder ersticken.[7]

Die eigentliche Eruption vom 10./11. April 1815 hatte über 100 Kubikkilometer Gesteinstrümmer, Asche, Magma und Gase in geschätzte 44 bis 70 Kilometer Höhe geschleudert. Der verheerende Vulkanausbruch, vergleichbar mit der Sprengkraft von 170 000 Hiroshima-Bomben[8], war – in den dürren Worten der Fachsprache und der Stärke sieben auf dem achtstufigen vulkanischen Explosionsindex – ein «superkolossales Ereignis».[9] Auf Sumbawa und den Nachbarinseln kamen über 10 000 Menschen direkt durch die Explosion des Tambora ums Leben. Weitere 80 000 bis 100 000 Menschen starben weltweit in den Wochen, Monaten und Jahren danach: Sie verhungerten, weil ihre Felder unter Aschemassen begraben waren, gingen durch Seuchen zugrunde oder wurden Opfer der in den Folgejahren eintretenden temporären Klimaveränderung.[10]

---

1 Nach Müller 1913, S. 3f.

2 Von den ursprünglich acht Bezirken mit 24 Kreisen des Kantons St.Gallen umfasste das Oberland seit der Mediationsakte von 1803 auch das Gebiet der heutigen Region Werdenberg. Der damalige Bezirk Sargans vereinigte die Kreise Sennwald, Grabs, Sevelen, Sargans, Ragaz, Mels und Walenstadt. Diese Einteilung blieb bis 1831 bestehen.

3 Für das «Jahr ohne Sommer» fand der amerikanische Klimaforscher William Humphreys um 1920 die noch heute gültige Erklärung: Die Klimaveränderung führte er erstmals auf den Ausbruch des Vulkans Tambora zurück. Einige Naturforscher in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatten den kalten und nassen Sommer auf Sonnenflecken zurückgeführt, andere auf das Vordringen arktischen Eises im Nordatlantik, von dem Seeleute berichtet hatten.

4 Nach Internet-Enzyklopädie Wikipedia.

5 Aus den letzten 10 000 Jahren sind nur vier vergleichbare Ausbrüche bekannt; unter anderem derjenige des Santorini in Griechenland 1628 v. Chr., der zur Verdunkelung weiter Gebiete in Ägypten führte und als eine der Plagen in der Bibel Aufnahme gefunden hat.

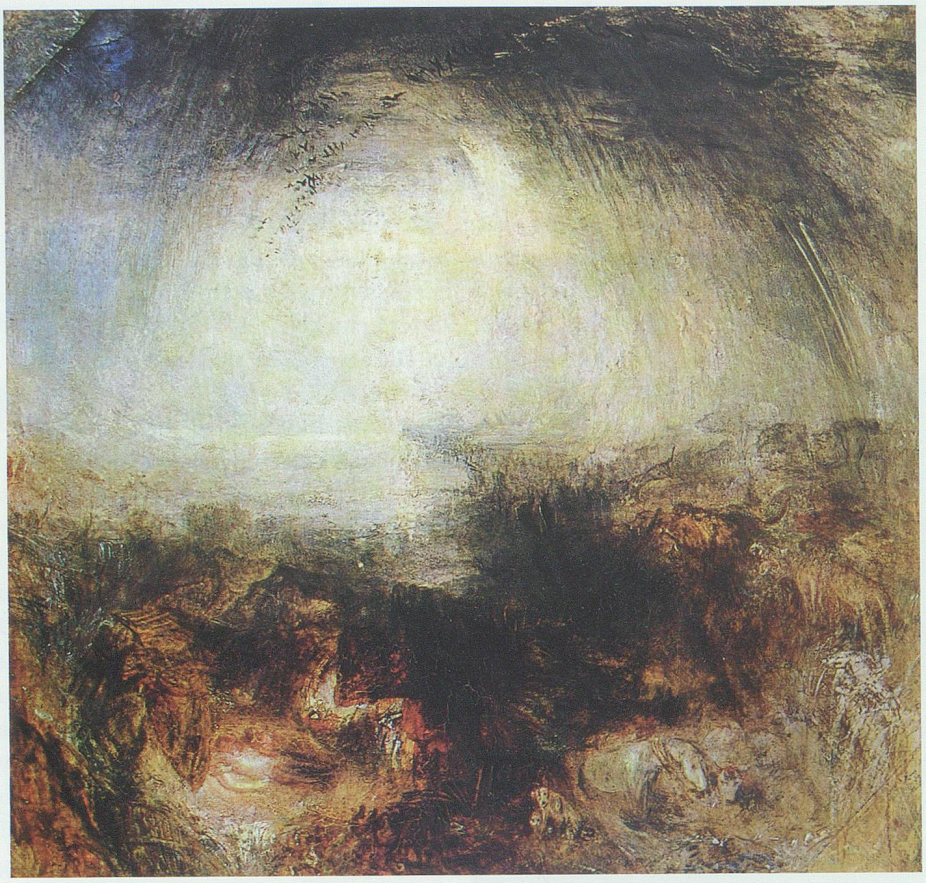
6 *Batavia* hiess zur Zeit der niederländischen Kolonisation die heutige indonesische Hauptstadt Jakarta.

7 Nach Zindel 2003.

8 Andernorts wird sogar von der Energie von sechseinhalb Millionen Hiroshima-Bomben gesprochen (Zindel 2003).

9 Die Explosion des Krakatau 1883 rangiert eine Stufe tiefer und erlangte wohl nur deshalb ungleich grössere Bekanntheit, weil sie nach der Erfindung des Telegrafen und damit zu Beginn des Medienzeitalters geschah (Zindel 2003).

10 Nach Zindel 2003.



Die grandiosen Stimmungen von 1816 und der Folgejahre inspirierten den englischen Landschaftsmaler William Turner (1775–1851) zu unvergesslichen Meisterwerken, wohl auch zu diesem Gemälde «Der Abend vor der Sintflut», um 1843. Tate Gallery, London

Die gewaltige Naturkatastrophe – schwächer werdende Eruptionen des Tambora zogen sich bis zum 15. Juli 1817 hin – war denn 1816 auch vornehmlich in Europa und Nordamerika für den kältesten Sommer seit 500 Jahren mitverantwortlich. Die Asche- und Schmutzwolken des Tambora-Ausbruchs trieben jahrelang in der oberen Stratosphäre und schirmten das einfallende Sonnenlicht ab, so dass die Temperaturen auf der Erde zurückgingen.[11] Die Nachwirkungen der Explosion machten sich vor allem in Nordamerika[12], noch verheerender aber in Westeuropa bemerkbar, wo der Sommer des Jahres 1816 extrem kalt ausfiel. Wie so oft bei klimatischen Betrachtungen muss man sich aber vor Verallgemeinerungen hüten: Der Sommer des Jahres 1816 war nicht überall schlecht und kalt; es gab auch in diesem Jahr etliche Regionen mit schönem und warmem Sommerwetter – auch in Europa.

Der Sommer, der ein Winter war

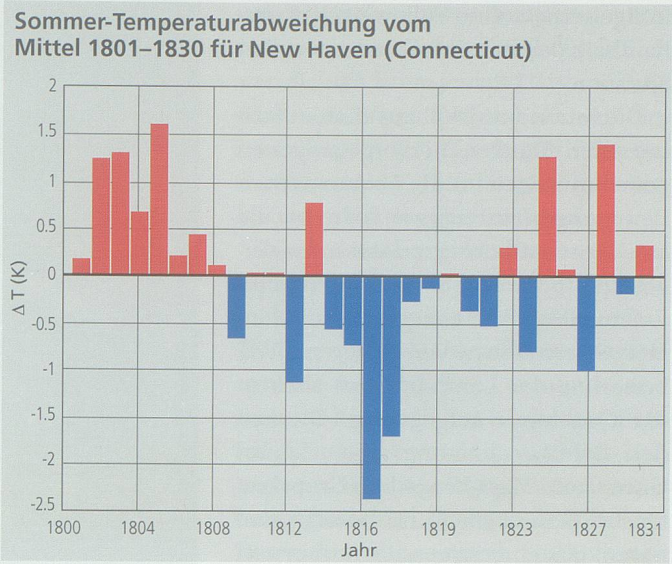
Schon das Frühjahr 1816 begann in weiten Teilen Europas mit unheilvollen Wetterkapriolen: in Ungarn fällt aus schweren Gewittern brauner und fleischfarbener Schnee, und aus Süditalien wird von gelbem Schnee berichtet. Im südlichen Deutschland lässt im März sintflutartiger Regen die Felder «versaufen», wie ein Chronist aus Reutlingen schreibt. Erst Ende April können die besorgten Bauern ihre Äcker bestellen. Doch schon bald darauf folgt ein Wintereinbruch, der so hart ist, dass sogar Brunnen und Seen gefrieren. Ende Juni noch stehen die Saaten kaum knöchelhoch, und am 10. Juli verheert schwerer Hagel die spärlich spriessenden Feldfrüchte. In den Zeiten des sich anbahnenden Elends aber geht die Sonne in nie dagewesener Pracht auf und unter – in allen Schattierungen von Rot, Orange und Violett, gelegentlich auch in Blau- und Grüntönen.[13]

Die vulkanbedingten Beeinträchtigungen des Klimas fielen mit einer Kälteperiode zusammen, die 1810 begonnen hatte und bis um 1860 dauern sollte: Ab 1815 gab es schneereiche Winter, die jeweils das Kommen des Frühlings erheblich verzögerten. Die Einwirkungen des Tambora-Ausbruchs werden dadurch etwas relativiert; trotzdem ist die Annahme berechtigt, dass erst das Zusammenwirken der Naturkatastrophe im fernen Ozeanien mit den lang andauernden klimatischen Extremverhältnissen die Hungersnot von 1816/17 ausgelöst hat.[14]

Die äusserst schlechten Wetterbedingungen des Jahres 1816 werden uns in vielen Berichten auch aus verschiedenen Regionen der Ostschweiz überliefert. So erfahren wir aus St.Gallen von Professor Peter Scheitlin (1779–1848): *«Ein schöner Tag war im Jahr 1816 eine Seltenheit. Fast das ganze Jahr war kalt und regnerisch. Darum waren alle Feldfrüchte noch sehr zurück, und keine Art von Frucht war wohlgerathen. Noch waren die späten Saaten in unseren Gegenden nicht ganz reif, und der Hafer war noch grün. Der Wein drohte unreif und grün an den Reben zu gefrieren. Die Gartengemüse waren durch eine Unzahl von Schnecken grösstentheils gefressen worden. Das Heu und Emt [...] war in immerwährender Nässe aufgewachsen, und nur mit Mühe hatte man es an seltenen Sonnenblicken trocknen können. Wo man in trockenen Jahren dreissig bis vierzig Viertel Erdäpfel [...] erntete, erntete man in diesem Jahre nur zehn oder fünf Viertel. An manchen Orten liess man sie den Mäusen im Boden, weil es sich den Bauern nicht einmal der Mühe lohnte, sie heraus zu graben. Die Erdäpfel waren meist erbärmlich schlecht, käsig, glasig, räudig. Obst war sehr wenig gewachsen. Das gewachsene war kraftlos und sehr teuer. Schon fingen die Lebensmittel an, teurer zu werden.»*[15]

Nicht viel anders sah es im Rheintal aus: *«1814 gab es ein böses Fehl. Es wäre noch nicht so schlimm gewesen, wäre das Ländchen nicht sonst schon so arm gewesen [...]. Zum Unglück war auch der darauffolgende Sommer nass und kalt. Es regnete drei, vier Wochen ohne Unterbruch. Nach ein oder zwei Tagen folgte eine neue Regenzeit. Mitte Mai konnte man mit dem Heuen beginnen, und am 8. August war man erst fertig damit! Was das für ein Heu gab, kann man sich denken. Um diese Zeit fiel auf den Alpen so viel Schnee, dass man ins Tal fahren musste mit der Viehhabe. So gab es bald Futtermangel. Anno 1816 war es nicht besser. Ein Senn hatte aufgeschrieben, es habe von Ende März bis anfangs Oktober 38mal geschneit in den Alpen.*[16] *Nicht nur das Korn, auch die Kartoffeln missrieten wieder. Die Preise für Lebensmittel stiegen unheimlich. Womit sollten die Leute kaufen, wenn sie nichts verdienten! [...] Pferdefleisch war vorher nur von wenigen Leuten gegessen worden, jetzt galt es soviel wie Kalbfleisch. Brot war teurer als Käse. Und dies war erst der Anfang [...]. Das halbverhungerte Vieh [die Bauern verfütterten sogar Tannenzweige] gab fast keine Milch.»*[17] Weil das *«nasse Jahr 1816 an Heu so wenig ertragreich war, musste viel Vieh bereits im Winter geschlachtet oder um billigen Preis ins Ausland verkauft werden. Der Heuvorrat war bald zu Ende, Stoppeln und Streue wurden gefüttert, die geringe, schlechte Nahrung zehrte ab und der Milchertrag war gering»*, berichtet auch Anton Müller.

Temperaturabweichungen vom Mittel 1801–1830 für New Haven (Connecticut): Tatsächlich ist der Sommer 1816 der kälteste dieser Periode, und fast genauso schlecht fiel jener des Folgejahres aus.
Aus Zindel 2003



Einseitige Wirtschaftsstrukturen

Im ausgehenden 18. Jahrhundert hatte namentlich in der nördlichen Ostschweiz der wachsende Bedarf des Weltmarktes an qualitativ hochwertigen Textilien den Prozess der Industrialisierung vorangetrieben. Damit wurde eine Entwicklung gefördert, die seit dem Spätmittelalter durch die Abkehr vom Akkerbau in Gang gekommen war. Als Folge davon war die Versorgung der Bevölkerung in zunehmendem Mass auf den Import von Hauptnahrungsmitteln aus der nördlichen Bodenseeregion oder aus der Lombardei angewiesen. Mittlerweile war aus dem textilgewerblichen ehemaligen Zuerwerb der Heimindustrie eine richtige Industrie geworden, die von Tag zu Tag mehr Aufwand und Ertrag und mehr Menschen für die Produktion in Anspruch nahm. Die Fabrikation veranlasste immer grössere Teile der Landbevölkerung, sich auf Kosten einer sorgfältigen Bebauung des Ackerbodens und der Pflege eines gesunden Viehstandes als Textilarbeiter in die feuchten Gewerbekeller zu vergraben. Die Landwirtschaft wurde zu einem vernachlässigten Produktionssektor, dessen Leistungsfähigkeit sich ständig verringerte. Die ostschweizerische Landbevölkerung war in doppelter Hinsicht abhängig geworden: zum einen von der Einfuhr der wichtigsten Nahrungsmittel, zum andern von der extrem krisenanfälligen Exportindustrie des Baum-

11 Die meisten Schätzungen belaufen sich beim Tambora auf 130 bis 150 km³ ausgeworfenes Material, was diesen Ausbruch zum grössten der letzten mindestens 2000 Jahre macht. Zur besseren Einschätzung des Massenauswurfs die Daten einiger allgemein bekannter Eruptionen: Der El Chichon stiess im April 1982 rund 5 km³ aus, der Pinatubo im Sommer 1991 etwa 10 km³ und der Mount St.Helens im Frühjahr 1980 1 km³. Auch der berühmte Krakatau-Ausbruch 1883 bachte es «nur» auf 18 bis 30 km³. Nur jenes Material, das seinen Weg bis in die Stratosphäre findet, spielt global eine Rolle für das Klima, da die Austausch- und Absinkprozesse in der Stratosphäre sehr viel länger benötigen als in der Troposphäre – es wird von einem bis drei Jahren gesprochen.

12 Etliche instrumentelle Messreihen der Yale-Universität und aus New Hampshire, aber auch viele Erlebnisberichte aus dieser Zeit belegen das Jahr 1816 speziell für den Nordosten der USA als «year without a summer». Der Begriff «Jahr ohne Sommer» soll hier entstanden sein. Wie in Europa hat sich auch in Amerika das extreme Wettergeschehen ins Gedächtnis der Menschen eingeprägt und ist schliesslich zu einer Art «Wetterlegende» geworden. Einige Historiker gehen davon aus, dass das «year without a summer» unter anderem Auslöser des ersten grossen Siedlertrecks der Vereinigten Staaten war – über die Waldgebirge der Appalachen hinweg in den Mittleren Westen. Auch China, auf der anderen Seite der Erde, soll damals von verheerenden Hochwassern heimgesucht worden sein, die Tausenden das Leben kosteten, und in Indien stockte der Regen bringende Monsun, so dass in weiten Regionen die Felder verdorrten und zahllose Menschen ihre Heimat verliessen (nach Zindel 2003).

13 Nach Zindel 2003.

14 Nach Specker 1993, S. 14f.

15 Scheitlin, zitiert nach Specker 1993, S. 15.

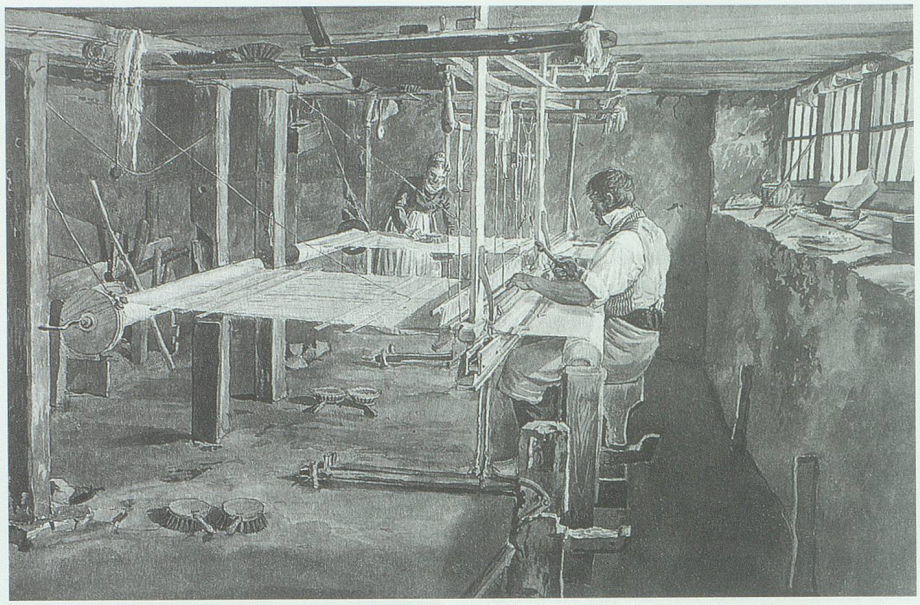
16 Siehe dazu auch Werner Hagmanns Beitrag «'Es war Hunger und Mangel an den Lebens Mittlen und Theürung von allen Seiten her'» in diesem Buch.

17 Gantenbein 1946, zitiert nach Specker 1993, S. 15f.

wollgewerbes. Die Volkswirtschaft befand sich damit in einer äusserst labilen Situation.[18]

Die schon vor 1800 aus dem aufklärerischen Denken hervorgegangenen gemeinnützigen und ökonomischen Bewegungen waren zwar bestrebt, die landwirtschaftliche Produktion zu verbessern. So wurden die von Philipp Emanuel von Fellenberg im bernischen Hofwil vertretenen Vorschläge zur Verbesserung der Landwirtschaft auch in der Ostschweiz aufgegriffen. Die beiden Politiker Johannes Küenzle aus Gossau und Marx Vetsch von Grabs hatten bei Fellenberg Kurse besucht und waren danach bestrebt, die dort erworbenen Kenntnisse in ihrer Heimat praktisch anzuwenden. Wie Marx Vetsch mit grossem Erfolg im Rheintal als Vorbild für einen zeitgemässen Landbau wirkte, widmete sich eine ganze Reihe weiterer aufgeschlossener Persönlichkeiten der Frage, wie der Agrikultur aufzuhelfen sei. Als 1816 die grosse Krise hereinbrach, hatte aber die landwirtschaftliche Produktion noch keineswegs jenes Niveau erreicht, um den Überlebenskampf nur einigermassen erfolgreich bestehen zu können.

Viel schneller als mit der Umsetzung der neuen Erkenntnisse in der Landwirtschaft ging es mit der Industrialisierung weiter, so dass der Charakter der Ostschweizer Wirtschaft immer einseitiger wurde, obwohl die Physiokraten[19] – wie Philipp Emanuel von Fellenberg, Marx Vetsch und Johannes Küenzle – gegen den Geist des Industrialismus mobil machten. Fast gleichzeitig mit der Verbreitung der Baumwollverarbeitung war zwar im Toggenburg die Kartoffel eingeführt worden. Für die hauptsächlich als Spinner und Weber beschäftigten Kleinstbauern oder die besitzlosen Taglöhner, denen nur beschränkte Anbaumöglichkeiten zur Verfügung standen, bot sich die Kartoffel geradezu als ideales Nahrungsmittel an. Seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts hatte der Anbau denn auch tatsächlich eine gewisse Ausdehnung erfahren, und der anspruchslose «Erdapfel» begann sich allmählich einen festen Platz im Nahrungsmittelangebot zu erobern, obwohl man ihm noch vielerorts mit Verachtung begegnete und ihn höchstens den Schweinen verfütterte. Doch schon während der Teuerungszeiten 1799 und 1800 sollen hierzulande viele Menschen nur dank der Kartoffel überlebt haben. Trotzdem hatte der Anbau anno 1816/17 noch nicht das erforderliche Ausmass erreicht, so dass durch amtliche Bekanntmachung der Bevölkerung nachdrücklich empfohlen wurde, «diese



Webkeller im Toggenburg. Die Baumwollindustrie – Spinnerei, Spulerei und Weberei – hatte die Landbevölkerung in weiten Teilen der Ostschweiz dazu gebracht, sich auf Kosten einer sorgfältigen Bebauung des Ackerbodens als Textilarbeiter zu betätigen.
Schweizerische Landesbibliothek, Bern

Entwicklung der Lebensmittelpreise

	1760		1771		1817		1820	
	Fl.	Kr.	Fl.	Kr.	Fl.	Kr.	Fl.	Kr.
1 Viertel Korn	–	50	6	30	11	–	1	10
1 Pfund Brot	–	2	–	16	–	17	–	3½
1 Viertel Habergrütze	–	48	6	–	7	28	1	4
1 Viertel Gerste	1	20	6	30	13	–	1	52
1 Viertel Erbsen	1	–	4	45	8	30	1	36
1 Zentner Kartoffeln	–	40	1	30	11	–	–	40
1 Pfund Rindfleisch	–	4	–	10	–	15	–	9
1 Pfund Butter	–	10	–	20	–	44	–	6½
1 Mass Wein	–	8	–	10	–	56	–	20
1 Mass Milch	–	2	–	3	–	6	–	3
1 Ei	–	½	–	1	–	4	–	1

Der Auszug aus Peter Scheitlins Zusammenstellung von Lebensmittelpreisen aus den Jahren 1760, 1771, 1817 und 1820 zeigt, dass die Teuerung von 1816/17 noch höher ausfiel als jene der Hungerjahre 1770/71. Nach Specker 1993

äusserst wohltätige Frucht in noch viel grösserer Menge als bisher zu pflanzen.»[20]

Die Baumwollindustrie hatte sich mittlerweile in Teilen der Ostschweiz derart ausgeweitet, dass sie weitgehend das Schicksal der Bevölkerung bestimmte. In welchem Mass auch die landwirtschaftliche Produktion trotz der Anhängerschaft der physiokratischen Erkenntnisse ins Schlepptau der Industrie geraten war, wurde schliesslich am Ablauf der Krise von 1816/17 drastisch vor Augen geführt.

Als schon im Herbst 1816 die Lebensmittelpreise nach oben sprangen, verfügte die grosse Zahl jener Menschen, die ihr Auskommen in der Weberei und Spinnerei gesucht hatten, über keinerlei finanzielle Reserven mehr. Man hatte sich daran gewöhnt, von der Hand in den Mund zu leben und den erworbenen Verdienst rasch wieder auszugeben. Mit der Aufhebung der Kontinentalsperre nach dem Sturz Napoleons überflutete das billige englische Maschinengarn den Markt, so dass es zu einer ersten tiefgreifenden Strukturkrise in der heimischen Textilindustrie kam, die dazu führte, dass vor allem grosse Teile der in der Handspinnerei Beschäftigten arbeitslos wurden.

Teuerung und tiefe Löhne

Mit geringen Schwankungen waren die Getreidepreise bis 1816 seit Jahren mehr oder weniger stabil geblieben; für das Viertel[21] besten Getreides hatte man um die zwei Gulden bezahlt. Nach der schlechten Ernte im Herbst 1816 aber setzte die Teuerung wuchtig ein, zuerst beim Getreide, was als untrügliches Zeichen für eine bevorstehende Katastrophe galt. Wie ein Alpdruck legte sich die Angst vor der Teuerung auf die Menschen. Schon ab Juni 1816 kletterten die Kornpreise von Woche zu Woche auf eine schliesslich nie erreichte Höhe, und auch die übrigen Lebensmittel blieben nicht hinter dieser Entwicklung zurück.

Die zu Martini 1816 einsetzende gänzliche Fruchtsperre der deutschen Nachbarstaaten ebnete der verhängnisvollen Entwicklung endgültig die Bahn, und die Preislisten für alle Lebensmittel überboten im Frühjahr 1817 alles je Erlebte. Die Tagebuchaufzeichnungen des Degersheimer Webers Johann Jakob Brunner geben einen aufschlussreichen Einblick in die Verhältnisse des Jahres 1817:

«Den 17. April hat der Sack Kernen in Rorschach bis auf 80 Gulden gegolten, und der Preis des Brotes hat auf einmal 18 Kreuzer aufgeschlagen und galt nun 1 Gulden 26 Kreuzer. [...] Am 16. Mai galt ein Sack Kernen in Rorschach bis auf 86 Gulden, ein 'Kernis Brot' 1 Gulden 32 Kreuzer, den 22. [Mai] ein Sack Kernen bis auf 98 Gulden und ein Brot 1 Gulden 44 Kreuzer, den 29. galt ein Sack Kernen [...] 102 – 106 Gulden, ein Brot 1 Gulden 56 Kreuzer und noch darüber, zum Beispiel im Speicher, auf Gais und in Appenzell bis auf 2 Gulden 8 Kreuzer.»[22] Eine solche Höhe hatten die Preise nicht einmal während der Teuerung von 1770/71 erreicht.

Je weiter vom Kornmarkt entfernt die Brotfrucht verkauft wurde, desto teurer gestaltete sich der Preis des Brotes, weil noch die Fuhrlöhne dazukamen und mancherlei Zwischenhandel kleinerem und grösserem Wucher Vorschub leistete. Nicht selten führten Unkenntnis oder Nachlässigkeit im Umgang mit dem Getreide dazu, dass es schon auf dem Transportweg verdarb, so dass in abgelegenen Gebieten das unverzichtbare Grundnahrungsmittel nur noch für Geldsummen erhältlich war, die sich kaum jemand leisten konnte. Besonders zu spüren bekamen dies jene Gemeinden, die damals über unzureichende Verbindungen mit den Hauptverkehrswegen verfügten.

Noch düsterer präsentierte sich das Bild, wenn man die Lebensmittelpreise mit den Löhnen des krisengebeutelten Textilgewerbes ins Verhältnis setzt. Das vormals einträgliche Leinwand- und Baumwollgeschäft war zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken und der Vertrieb aus den dargelegten Gründen beinahe ganz zum Erliegen gekommen. Die vorher so begehrten Stoffe liessen sich nicht mehr verkaufen. Musseline[23] zum Beispiel wurden im Jahr 1817 häufig unter dem Garnpreis verkauft, und *«Baumwolltücher, die in Zeiten des Flores*[24] *vielleicht bis in die 90 Gulden zu stehen kamen, konnten nun um beiläufig 20 Gulden erhandelt werden.»*[25] Dementsprechend fielen die Löhne der Weber und Spinner ins Bodenlose: Noch 1780 waren einem Weber zum Beispiel für ein Stück Musseline bis 4½ Gulden bezahlt worden, 1817 gab es dafür noch einen Gulden und 20 Kreuzer; 1760 hatte der Weberlohn für ein Stück von 26 Ellen noch fünf Gulden und 24 Kreuzer betragen, 1817 brachte es gerade noch 48 Kreuzer ein. So verstärkte die Verdienstlosigkeit die bereits herrschende Lebensmittelknappheit in empfindlicher Weise.

---

18 Nach Specker 1993, S. 16f.

19 Die *Physiokratie* ist eine in Frankreich in der zweiten Hälfte des 18. Jh. entstandene Wirtschafts- und Staatstheorie, die sich als Gegenbewegung zum Merkantilismus verstand und die Eingriffe des Staates auf ein Minimum beschränken wollte. Für die Physiokraten war die Landwirtschaft, nicht der Handel, der einzige Wirtschaftszweig, der einen Reinertrag hervorbringen kann. Nach der physiokratischen Lehre sollten die Grundeigentümer mindestens die Hälfte ihres Einkommens in der Landwirtschaft tätigen. Die Bewegung fand bald auch ihre Anhänger in der Schweiz: Verbindungsmann zur bäuerlichen Bevölkerung war in Zürich vorab Jakob Gujer, genannt Kleinjogg, der auf seinem Musterbetrieb die physiokratischen Lehren in die Praxis umsetzte (vgl. dazu auch Reich 1996, S. 56f.).

20 Nach Specker 1993, S. 17.

21 Ein *Viertel* entsprach knapp 15 Litern.

22 Zitiert nach Specker 1993.

23 Der *Musselin* ist ein leichter, feinfädriger und meist bedruckter Kleiderstoff aus Baumwolle.

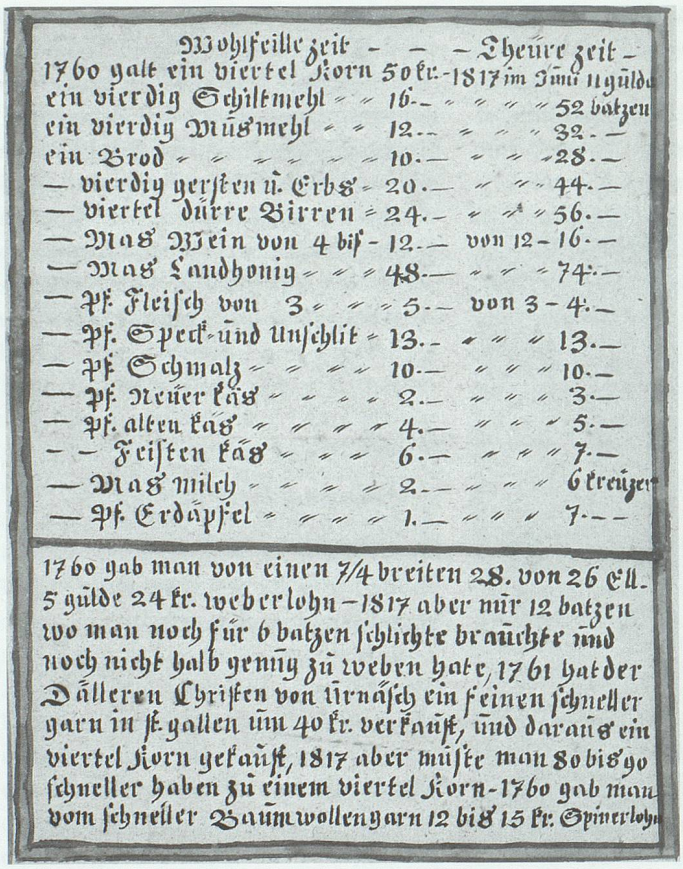
24 *Flores* 'Blüten', hier: die Zeiten, als dieses Gewerbe blühte.

25 Zollikofer 1818/19, zitiert nach Specker 1993, S. 20.

Den Verlust an Kaufkraft, den die Textilarbeiter zwischen 1760 und 1817 erleiden mussten, illustriert Peter Scheitlin an einem eindrücklichen Beispiel: Früher habe ein Urnäscher Spinner *«einen sehr fein gesponnenen Schneller*[26] *Garn in St. Gallen um 40 Kreuzer verkauft [...]. Rechnen wir [nun] zehn Kreuzer Spinnerlohn auf den Schneller, so konnte er aus dem Arbeitslohn für einen Schneller fünf Pfund Brot kaufen; im Jahre 1817 aber musste man 140 Schneller spinnen, um fünf Pfund kaufen zu können.»*[27] Pro Tag konnte eine Person höchstens vier Schneller spinnen und verdiente damit 1817 vier Kreuzer. Um ein Pfund Brot zu erhalten, ging somit der Spinnerlohn einer ganzen Woche drauf! Da der ohnehin kleine Arbeitslohn immer tiefer sank, stand bald einmal vor dem Nichts, wer nicht auf Erspartes zurückgreifen konnte. Auf einen Schlag enthüllte sich, in welchem Mass die Lohnabhängigen schutzlos der Krise preisgegeben waren, wenn Landwirtschaft und Industrie gleichzeitig ihre Leistungskraft verloren und ihnen keine existenzielle Sicherheit mehr zu bieten vermochten.

Der Mehrzahl der Textilarbeiter ging es miserabel, und gar kein Brot mehr gab es für jene, die bereits ein gewisses Alter erreicht hatten und sich nur auf die Fabrikation von grober Ware verstanden. Jeder Tag war Zeuge neuen Elendes, vor allem dort, wo Spinner, Weber und Spuler die Mehrzahl der Bevölkerung bildeten: im Appenzellerland, im Toggenburg und im Kanton Glarus. Der Zusammenbruch des Absatzes brachte viele Weber und Kleinbauern, die oftmals ihr bescheidenes Heimetli noch zu verzinsen hatten, in unlösbare Schwierigkeiten. In vielen Fällen waren sie gezwungen, ihre Habe zu verkaufen und Haus und Hof zu verlassen – es blieb ihnen nur noch der Bettel.

Noch schlechter sollte es jenen ergehen, denen es im aufbrechenden Industriezeitalter bisher noch nicht gelungen war, sich einen anerkannten Platz in der Gesellschaft zu sichern, den Bei- oder Hintersässen. Sie, nur geduldet und selbst in normalen Zeiten einzig von allerhand Gelegenheitsarbeiten lebend, wurden in ihren Wohngemeinden oft als reine Last empfunden und bei den träge anlaufenden Hilfsaktionen meistens zuletzt bedacht.


Wohlfeille zeit – – – Theure zeit –
1760 galt ein viertel Korn 50 kr. – 1817 im Juni 11 gülden
ein vierdig Schiltmehl " " 16.– " " " " 52 batzen
ein vierdig Müsmehl " " 12.– " " " 32.–
ein Brod " " " " " 10.– " " " 28.–
— vierdig gersten u. Erbs " 20.– " " " 44.–
— viertel dürre Birren " 24.– " " " 56.–
— Mas Wein von 4 bis – 12.– von 12 – 16.–
— Mas Landhonig " " " 48.– " " " 74.–
— Pf. Fleisch von 3 " " " 5.– von 3 – 4.–
— Pf. Speck und Unschlit " 13.– " " " 13.–
— Pf. Schmalz " " " " 10.– " " " 10.–
— Pf. Neuer käs " " " " 2.– " " " 3.–
— Pf. alten käs " " " " 4.– " " " 5.–
— — Feisten käs " " " 6.– " " " 7.–
— Mas milch " " " " 2.– " " " 6 kreuzer
— Pf. Erdäpfel " " " " 1.– " " " 7.– –
1760 gab man von einen 7/4 breiten 28. von 26 Ell. 5 gülde 24 kr. weberlohn – 1817 aber mür 12 batzen wo man noch für 6 batzen schlichte brauchte und noch nicht halb genug zu weben hate, 1761 hat derÄlleren Christen von Urnäsch ein feinen schneller garn in st. gallen um 40 kr. verkauft, und daraus ein viertel Korn gekauft, 1817 aber müste man 80 bis 90 schneller haben zu einem viertel Korn – 1760 gab man vom schneller Baumwollengarn 12 bis 15 kr. Spinnerlohn

Preisvergleich zwischen dem «wohlfeilen» Jahr 1760 und der «sehr theuren Zeit 1817». Für einen Schneller Garn konnte 1761 ein Viertel Korn gekauft werden, 1817 aber mussten dafür 80 bis 90 Schneller Baumwollgarn aufgewendet werden.
Historisches und Völkerkundemuseum St.Gallen

Unwetter, Sturmwind, Hagel

Eine Reihe weiterer Faktoren trug zur Verschärfung der Krise bei. Hatte noch im Frühjahr 1817 das prächtige Gedeihen der Saaten eine gute Ernte verheissen, so vernichtete im Laufe des Sommers die ungnädige Natur einen Grossteil davon, womit ein Ende des Darbens und der Not wieder in weite Ferne rückte. Schon seit langem waren in der ganzen Nordostschweiz nicht mehr so viele Unwetter aufgetreten: Am 16. Mai fegte ein heftiger Sturmwind über das Appenzellerland, Anfang Juni entwurzelte ein Orkan im Bezirk Rorschach zahlreiche Bäume, warf Häuser um und brachte etlichen Menschen den Tod. Das heftigste Unwetter entlud sich jedoch am 4. Juli und wütete über dem Appenzellerland, dem Toggenburg, dem Thurgau und dem Fürstenland, *«wobei Steine*[28] *wie Hühnereier sich in Mengen vorfanden und alles sehr zerschmetterten, so dass wieder die Hoffnung auf eine erfreuliche Ernte zernichtet war».*[29]

Ein noch weit grausamerer Schlag traf im selben Sommer die Bewohner des Rheintals: Einmal mehr trat der Fluss über seine Ufer. Ein St.Galler Müller, der im Juni geschäftlich nach Chur reiste, berichtet in seinen Erinnerungen, welche Abenteuer er dabei zu bestehen hatte:[30] *«Gegen acht Uhr kamen wir an den Trübbach und wollten uns da [mit der Fähre] über den Rhein stossen lassen, allein niemand wollte es wagen, uns über den angeschwollenen, furchtbar reissenden Strom zu fahren.»* Hinter dem Schollberg aber erwartete ihn dann noch grösseres Ungemach; über weite Strecken musste er bis über die Knie im Wasser waten. *«In Ragaz angekommen, [...] wollten wir des überall ausgetretenen*

Gewitterszene mit Hagelschlag (links) und Überschwemmung in der Ostschweiz. Aquarell auf einem «Denkmal an das unglückliche Jahr 1816 und das segensvolle 1817». Kantonsbibliothek Vadiana, St.Gallen

Rheins wegen eine Chaise nehmen, allein niemand wollte es wagen, uns bis zur Zollbrücke zu führen.» Wagemutig setzte er schliesslich die Reise zu Fuss fort und erreichte unter grossen Gefahren und bis zum Bauch im Wasser watend die Zollbrücke. *«Aber welcher Anblick! Der Rhein wogte schäumend darüber hin, selbst das Zollhaus stand ganz im Wasser, und nur mit Hilfe vieler Stege konnten wir dahingelangen.»* An dieser Stelle den reissenden Rhein zu überqueren, war völlig unmöglich.

Noch verheerender sah es weiter unten im Tal aus. Der plötzlich eintretende Föhn hatte ungeheure Schneemassen geschmolzen, so dass der Rhein vom 15. auf den 16. Juni gewaltig anschwoll und über die Wuhre trat. Zu weiteren Wassereinbrüchen kam es im Juli, und eine dritte Überschwemmung nahm am 27. und 28. August mehrere Gemeinden weit schlimmer her als die ersten beiden. Unter dem wild tobenden Fluss hatte insbesondere das untere Rheintal zu leiden, wo die Wasser unaufhaltsam über Äcker und Gärten, über Wiesen und Wege fluteten.

Die nährende Kartoffel im Schlamme erstickt

Alle Anstrengungen waren vergeblich, der unbändige Fluss, dessen Wasser sich bei der Mündung in den Bodensee angestaut hatten, zerschlug selbst die höchsten Dämme und Wuhre. Von der Grenze Graubündens bis an den Hirschensprung und von Montlingen bis an den Bodensee glich das Land auf beiden Seiten des Rheins einem See, und etliche Dörfer standen bis acht Schuh tief unter Wasser.

Die Katastrophe der Rheinüberschwemmung war umso schlimmer, als dass sie vor allem die Wenigbegüterten traf, die auf den Ertrag des meist nahe am Fluss gelegenen Gemeindebodens angewiesen waren. *«Die prächtigsten Saaten ertranken, alles Erreichbare ward im Feld zerstört»*, klagt Ruprecht Zollikofer.[31] Als der Rhein zum dritten Mal über die Ufer trat und das Wasser vier Fuss höher stieg als im Juli, hatten die Bewohner Schreckliches zu überstehen. In Altenrhein mussten rund 100 Personen Hals über Kopf ihre Haushaltungen verlassen und befanden sich ohne Obdach und Nahrung im kläglichsten Zustand. Mit Booten fuhr man durch das Rorschacher Kornhaus, und die Strassen waren für Fuhrwerke nicht mehr befahrbar – eine weitere Erschwerung des wöchentlichen Kornmarktes, und das ausgerechnet in dieser Zeit!

Trostlos war die Situation auch in Diepoldsau, wo Boote und Kähne *«über die Spitzen des starken Maisstengels»* fuhren. *«Die nährende Kartoffel lag unter Schuh hohem Schlamme erstickt, vom lange auf ihr ruhenden Wasser verfault; das Gras war unbrauchbar geworden; auf weiten Ebenen, die mit schon geschnittenem Flachs und Hanf ganz bedeckt lagen, die diesen unglücklichen Thalbewohnern Beschäftigung, Nahrung und Kleidung für den Winter geben sollten, war bald keine Spur mehr vorhanden.»* Vierzehn Tage bedeckte hier das Wasser die Wiesen und Felder.[32]

Lawinen und Feuersbrünste

In Pfäfers, Vasön und Vättis verursachten Lawinenniedergänge grosse

26 *Schneller* ist ein Garnmass, das die Länge eines Stranges mit 840 yards (768 m) festlegt (nach Brockhaus).

27 Peter Scheitlin, zitiert nach Specker 1993, S. 20.

28 *Steine* sind Hagelkörner in der Grösse von Hühnereiern.

29 Tagebuch des Johann Jakob Brunner, zitiert nach Specker 1993, S. 22.

30 Bion-Zollikofer 1812–1844, zitiert nach Specker 1993, S. 22f.

31 Zollikofer 1818/19, zitiert nach Specker 1993, S. 23.

32 Ebenda.

Der Wucherer Glück und Ende. Oben links: Zwei Zollbeamte versperren den Weg an der Grenze. Unten links: Die Wucherer – Bauer, Bäcker, Metzger, Müller und Wirt – beim üppigen Gelage mit dem Trinkspruch «Noch ein solches Jahr!» Oben rechts: Der Müller vor den Trümmern seiner Mühle, vielleicht von einer empörten Volksmenge zerstört. Die abgeschnittenen Ohren der Wucherer sind auf eine Tafel genagelt, die an einem Galgen hängt. Unten rechts: Eben verlässt der Gerichtsvollzieher mit gepfändeten Kleidern die Stube der nun ebenfalls verarmten Müllersfamilie. Bild aus Specker 1993

Schäden. *«In Vasön zerstörten am 6. und 8. März zwei Lawinen grosse Strecken der schönsten Buchen- und Tannenwaldungen, verschlangen mit Vieh und Heu angefüllte Ställe, beraubten zwei Haushaltungen ihres ganzen Besitzes, beschädigten Wiesen und Bäume und machten das Tal fast unkennbar.»* Mehrere zum Kloster Pfäfers gehörende Wirtschaftsgebäude wurden in die Taminaschlucht geschleudert.

Noch aber hatte die Macht des Unheils nicht alle ihre Möglichkeiten erschöpft, denn es häuften sich im gleichen Zeitraum auffällig die Brandkatastrophen. Das Schicksal des kleinen Dorfes Fontnas beispielsweise erregte im ganzen Land Anteilnahme, als es im November 1816 das Opfer einer Feuersbrunst wurde, veranlasst durch einen pyromanisch veranlagten Querulanten.[33]

Unglücksfälle und Katastrophen ohne Ende verschonten kaum eine Region der Ostschweiz und stürzten die Bevölkerung in ein Elend, das kaum historische Parallelen aufweist. Sämtliche Reserven waren durch die vorausgegangenen Kriegsjahre aufgezehrt worden, und zur Anlage von neuen waren weder Geld noch das erforderliche Verständnis vorhanden.

«Unser Ort, vor der Revolution wohlhabend», schrieb Präsident Sulser aus Azmoos an Ruprecht Zollikofer, *«wurde schon durch diese so zerrüttet, dass viele Haushaltungen durch die immerwährenden Einquartierungen ganz ruiniert wurden. Durch Sparsamkeit und Einschränkung glaubte mancher gebeugte Hausvater wieder aufkommen zu können, allein die aufeinander gefolgten Missjahre haben ihn nicht nur in die vorige, traurige Lage versetzt, sondern er befindet sich, nachdem sein kleiner Vorrat von Lebensmitteln aufgebraucht war, sogar dem äussersten Elend, der grössten Hungersnot, preisgegeben. Mancher, der vor einigen Wochen den Samen zur Bestellung seines Bodens beiseite gelegt hat, musste denselben schon angreifen. Geld-, verdienst-, kreditlos staunt er und denkt seinem Schicksal nach.»*[34]

Die lange Kriegszeit nach 1798 hatte gerade das Werdenberg und das Rheintal besonders hart mitgenommen und der Bevölkerung erdrückende Lasten auferlegt.[35] *«Zwanzig Jahre des Krieges hatten die Staatenordnung aufgelöst; der Wohlstand war erschüttert [...]. Mit dem zweiten Pariser Frieden kehrte nun das Schwert in die Scheide zurück, der Kanonendonner verhallte, und in Hütten und Palästen erwartete männiglich den Anbruch goldener Zeiten. Aber im Rate des Höchsten war es anders beschlossen; der Wermutskelch sollte geleert werden bis auf dessen unterste Hefe[36]»*, brachte Johann Konrad Zellweger[37] den Zusammenbruch der alten Gesellschaft und das danach hinterlassene materielle und geistige Vakuum, das dem Gedeihen der Krise ausserordentlich förderlich war, auf den Punkt.

Wuchergeist allenthalben

Kaum ein Berichterstatter jener Zeit hat den Hinweis auf Wucher und hemmungslose Geschäftemacherei vergessen, die – wie stets in Teuerungszeiten – das Elend Tausender verschlimmerten. Zwar wurden dagegen von kommunaler und staatlicher Seite Massnahmen ergriffen; sie kamen aber oft zu spät, und ihre Durchführung liess nicht selten zu wünschen übrig, so dass die Wirkungen weit hinter den gesteckten Zielen zurückbleiben mussten. Bäckern und Müllern fehlte vielfach die moralische Kraft, der Versuchung zu widerstehen, aus der Situation Kapital zu schlagen. Händler nützten den Futtermangel aus und machten gute Geschäfte mit dem Vieh, das die Bauern vielerorts zu Tiefstpreisen verkaufen mussten, weil es an Heu mangelte und sie dringend auf Bargeld angewiesen waren, um ihre Zinsen bezahlen zu können. Gläubiger trieben erbarmungslos die Schulden ein und vertrieben manchen Bauern von seinem Hof oder nahmen ihm Acker und Rebberg weg. Paul Christof Bion-Zollikofer geisselt auch den *«Eigennutz und Wuchergeist der Churer Kaufherren»*, in deren Händen ein Grossteil des Kornhandels lag: *«Wenn man einen Handel noch so bestimmt und redlich abgeschlossen hatte, so konnte man durchaus nicht darauf zählen, denn wenn ein anderer kam, der ihnen mehr bot, so gaben sie das schon Verkaufte 3 bis 4 mal wieder her und hatten tausend Ausreden und Entschuldigungen.»*[38]

So, wie es die Grossen vormachten, ahmten es die betroffenen Kleinen nach, die um jeden Preis überleben mussten. Händler und reiche Bauern zogen aus wenigen Früchten einen nie erzielten Gewinn. Die verworfenste Gesinnung wagte sich hervor, *«des Wuchers höllisches Ungetüm hob forschend schon sein Haupt in die Höhe, erblickte das ihm weite, offene Feld seines Verderbens und lachte in teuflischer Freude der vollen schrecklichen Beute, die er mit dem Untergange vieler Tausende machen werde. [...] Aber härter ward dann auch sein Sinn, gefühlloser sein Herz.»*[39]

Zwangsläufig gelangt man bei der Berücksichtigung all der verschiedenen Faktoren, die zur Entstehung der Not beigetragen haben, zur Feststellung, dass im Zusammenhang mit der Hungersnot von 1816/17 nur bedingt von einem Schicksalsschlag gesprochen werden darf. Nicht geringer als der Anteil der unberechenbaren Naturkräfte war derjenige an menschlichem Versagen in jeglicher Hinsicht. Das verhängnisvolle Zusammenwirken verschiedenster Übel erst liess die Lage der betroffenen Menschen verzweifelt werden.[40]

Ein weites Panorama des schlimmsten Elends

Die schriftlichen Erinnerungen an die Hungersnot 1816/17 sind zahllos; in vielen Artikeln und Rückblicken freilich wurde erst Jahre später die verhängnisvolle Zeit wieder heraufbeschworen. In Ortsgeschichten und regionalen Schriften finden sich darüber eindrückliche Schilderungen. Einige auf die Kantone der Eidgenossenschaft, auf die engere Ostschweiz und namentlich auf die Region Werdenberg geworfene Streiflichter sollen uns im Folgenden das Ausmass der «letzten grossen Heimsuchung» vor Augen führen.

Ein Blick in die Schweiz

Mangel herrschte damals in fast allen Kantonen der Eidgenossenschaft, wenn auch in unterschiedlichem Grad und je nach Stand der landwirtschaftlichen Produktion und dem Ausmass der Industrialisierung sowie der damit zusammenhängenden Verdienstlosigkeit. Nicht in jeder Gegend traten die oben angeführten Faktoren, die bei der Entstehung der Hungersnot mitwirkten, in Erscheinung. Die an manchen Orten vorhandenen griffigen, andernorts oft fehlenden oder unzureichend organisierten Hilfeeinrichtungen beeinflussten ihrerseits den Charakter des Leidens.

Weniger als die Ostschweiz litten die Kantone der Innerschweiz, da sie durch die Nähe der Gotthardstrasse nicht gänzlich von der Versorgung mit Getreide abgeschnitten waren. Wo die Viehzucht einen wichtigen Erwerbs-

33 Vgl. dazu *Werdenberger Jahrbuch 2007*, S. 124ff., insbesondere S. 130: *Fontnas. 1816: Zwei Feuersbrünste bei heftigem Südwind.*

34 Zollikofer 1819, S. 226.

35 Vgl. dazu Ackermann 1998, S. 67ff.

36 Als *Hefe* ist hier der letzte trübe Rest des Inhalts eines Weinfasses gemeint, der im Werdenberg mit *Häpf* bezeichnet wird.

37 Zellweger 1867, S. 582, zitiert nach Müller 1913, S. 18f.

38 Bion-Zollikofer 1812–1844.

39 Zollikofer 1819, S. 4 und S. 260, zitiert nach Specker 1993.

40 Nach Specker 1993, S. 22ff.

zweig darstellte, stand den Menschen immerhin noch eine zwar einseitige Hilfequelle zur Verfügung, die die schlimmsten Folgen des Hungers zu stillen vermochte. Schlimm aber gestaltete sich die Situation in abgelegenen Gebirgsflecken und dort, wo sich – wie etwa im unteren Teil des Kantons Schwyz – damals die Seidenspinnerei eingebürgert hatte, die dem Volk nun ebenso wenig Verdienst mehr bieten konnte wie das Ostschweizer Baumwollgewerbe.

Lange noch war Luzern, das nicht nur von seinem eigenen Fruchtreichtum, sondern auch von dem des benachbarten Aargaus profitieren konnte, in der Lage, den Nachbarn in Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug mit Getreide- und Kartoffellieferungen auszuhelfen. Zu Beginn des Jahres 1817 aber sah sich auch die Luzerner Regierung genötigt, die Lebensmittelausfuhr zu verbieten, da die privaten Vorräte lang-

Hungertafel «Die Grosse Theurung, und Hungersnoth im Jahr 1817», gemalt von Johann Bartholomäus Thäler. Historisches und Völkerkundemuseum St.Gallen

Von oben nach unten:

Darstellung der gestiegenen Kornpreise von Januar bis Juli.

Die Preise pro Pfund für Ochsen-, Rind-, Kalb- und Schweinefleisch liegen zwischen 12 und 24 Kreuzern, Speck kostete 48 Kreuzer, «1 Paar Wurst» 20–24 Kreuzer, «1 Gens [Gans] 2 bis 3 fl. [Gulden], 1 Henne 48 x. [Kreuzer] bis 1 fl., 1 Vierling Kabis 4 fl., 1 [Pfund] Erdäpfel 6 [?] X.»

«1 Viertel Gersten fl. 12. 48 x., 1 Viertel Habermus 8 fl. 30 x. 1 Brod 1 fl. 48 x. bis 2 fl.» Unter anderen Milchprodukten kosteten «1 Pfund Schmalz [Butter] 40 x., Milch 7 x., alter Kes [Käse] 1 fl. 20 x.» Auch die geistigen Getränke waren schrecklich teuer: «1 Maase alten rohten Rheinthaler Wein 1 fl. 4 x.; 1 Mahs alten Weissen 36–40 x.; 1 Mahs Krezer [billiger Importwein] 40–50 Kreüzer; 1 Mass Most 12 [x.], 1 Mass ordinaire Brandewein 48 bis 54 x.»

«Anno 1817. Anfangs Maÿ war die Heunoth so gross, Dass 1 Centner Heu 5 fl. galt und im gleichen Monath nur noch 1 fl. und das Vieh wider in voller Saat.» – «Anno 1817 sind im Canton Appenzell V.R. Gebohren 1082 Personen. Gestorben 3532. Mehr gestorben als gebohren 2450 Personen.» – «Nun schenkt uns Gott auf theure Zeit, den Ueberfluss an dem Getraid, so wird sich dann mit reichen Seegen, der Hunger in dem Lande legen.»

sam, aber sicher zur Neige gingen. Niemand starb hier zwar den Hungertod, doch genossen viele statt des Mehls nur mehr Kleien und Wurzeln. Not in hohem Grad erfuhr der Kanton Zug, weil auch hier Misswuchs, Verdienstlosigkeit und Wucher verheerend zusammen wirkten.

Die Krise wurde auch in der Westschweiz verspürt, und die Bewohner mussten sich mancher Einschränkung unterwerfen, aber ohne dass es dort zu einer eigentlichen Katastrophe gekommen wäre. Von seinem traditionellen Roggenanbau und seiner Lage am Simplonpass konnte das Wallis profitieren, das vor der Krise sogar viel Getreide in die sardischen Staaten ausgeführt hatte. Dieser Kanton folgte der Unterbindung des Lebensmittelexports erst, nachdem ihn die angrenzenden Kantone vollzogen hatten. Obwohl kein Kornkauf getätigt werden musste, waren vorab die Armen der hohen Brotpreise wegen in schwieriger Lage. In der Waadt verhielt es sich ähnlich, wo lediglich Teuerung, aber keine Hungersnot herrschte, *«nur wurde der Löwenzahn [...] häufiger als sonst gesucht und wie in jedem Frühjahr als Salat gegessen»*.[41] Die Zahl der Armen nahm auch in Genf infolge der Teuerung zu, eigentlicher Hunger aber machte sich hier kaum bemerkbar, da genügend Arbeit vorhanden war.

Weil seine Bewohner *«fast ausschliesslich von den Künsten ihrer Hände»* lebten, waren die Unruhe und die Not im Neuenburgischen schlimmer. *«Unzufriedenheit, Beklemmung, Entmutigung, stummer Schrecken herrschten fast in allen Gemeinden, denn auch dieser Kanton litt unter der doppelten Geissel der Stockung des Handels und allgemeinen Misswachses.»*[42] Wegen Nahrungsmangel soll auch im Kanton Freiburg niemand den Tod erlitten haben, obwohl die Bewohner der alpinen Gegenden zu leiden hatten, da dort nur wenig Getreide wuchs und lediglich etwas Kartoffeln angebaut wurden. Die Ärmsten sollen zwar auch Kleien und geniessbare Kräuter wie etwa Klee gegessen haben, doch war die Sterblichkeit kaum grösser als in andern Jahren.

Recht gut überstand der in vielerlei Hinsicht bevorzugte Kanton Bern das Hungerjahr, weil ihn die Natur mit fast allem Nötigen versah. Zwischen dem Oberland und den andern Regionen gab es aber doch bedeutende Unterschiede in der Versorgung. In Thun, wo das eigentliche Oberland beginnt, sah man *«auch Leute von Schwarzenegg und Steffisburg das Blut geschlachteter Tiere begierig aufkaufen und solches zur Nahrung zubereiten»*.[43] *«Szenen des Elends zum Entsetzen»* sollen auch im Kanton Solothurn keine sichtbar geworden sein, berichtet Scheitlin,[44] obwohl sich Arm und Reich stark einschränken mussten. Im Kanton Basel – damals noch Stadt und Land umfassend – war die 1816er Ernte ebenfalls schlecht ausgefallen, so dass die Lebensmittelpreise stiegen. Im Aargau, dem es zwar an Getreide, Gras und auch Wein nicht mangelte, hatten tausende von Familien die Schrecknisse der Teuerung zu ertragen, weil ihre Existenzen ebenfalls zur Hauptsache von der Baumwollindustrie abhängig waren.

Das Übel verschonte auch den getreide-, obst- und weinreichen Kanton Zürich nicht: Nahrungsmangel zwang viele, zu Kräutern, Wurzeln und Schnecken Zuflucht zu nehmen, und Brot war in manchen Gemeinden gar nicht mehr zu bekommen. *«Wo Sennereien waren, ging's noch recht gut. Man konnte da noch Milch [...] in billigem Preis kaufen. Man stellte sogar das Säugen der Kälber ein.»*[45] Aus der Lebensbeschreibung des Jakob Stutz, der in jener Zeit als Geselle in einer Mühle arbeitete, erfahren wir, wie bös es doch viele traf: *«Allmählich kamen Jammerberichte aus der Umgebung von allen Seiten, und wo sogleich die Not am grössten war, betraf es Leute, welche in ihrem Leben nie sparten, sondern gemütlich und fröhlich in den Tag hinein lebten.»* Er weiss auch zu berichten, man habe damals wenig über den Bauernstand spotten gehört, und all die Weber und Seidenspinner wären gerne Bauern gewesen.[46] Viel anders sah es auch in den Kantonen Schaffhausen und Thurgau nicht aus, die beide zwar stets reiche Ernten an Feldfrüchten einbrachten, aber infolge eines starken Bevölkerungsüberschusses und – vor allem im Thurgau – wegen der stillstehenden Industrie grosse Leiden zu erdulden hatten.

Getreidemagazine fehlten zwar auch im Tessin, und weil von italienischer Seite aus ein strenges Ausfuhrverbot erlassen worden war, konnten auf Schmuggelwegen nur kleinere Mengen besorgt werden. Das Brot war denn auch hier teuer, so dass man hungernden Landleuten in jedem Alter begegnete. – Das Schlimmste aber hatte der «grosse Zeiternst» eindeutig den ostschweizerischen Gegenden zugedacht.

Das Elend in der Stadt St.Gallen

Peter Scheitlin, der im Frühjahr 1817 Arme in der Umgebung der Stadt St.Gallen aufsuchte und dabei mit den Auswirkungen der Hungersnot konfrontiert wurde, liefert erschütternde Schilderungen über das Ausmass des Elends. Bares Entsetzen löste bei ihm eine Haushaltung nahe der Appenzellergrenze aus:

«Herr Gott! Was sah ich? Auf der Bank am Fenster sass eine kranke Frau mit von Wunden offenen Füssen und verkrüppelten Händen, abgemagert wie ein Totengebilde. Hinter dem Ofen sass ein zwanzigjähriges Mädchen – stumm, völlig verstandlos, taub, mit glotzigen Augen und schlaffen Händen; auf der Ofenbank ein sterbendes, mit dem Tode ringendes Kind, blass wie die Leichen sind, auf schwarzen Fetzen; zwei andere Kinder lagen auf dem harten Boden in zerlumpten Hemden, und noch eins sass auf der Ofenbank ru-

41 Scheitlin 1820, S. 347, zitiert nach Specker 1993, S. 28.

42 Scheitlin 1820, S. 360.

43 Scheitlin 1820, S. 374.

44 Scheitlin 1820, S. 378.

45 Scheitlin 1820, S. 406f.

46 Stutz 1988, S. 283.

hig neben dem mit dem Tode Ringenden. Kein einziges Hausgerät war zu sehen als der Tisch. Die Frau, die Mutter dieser Unglücklichen, […] weinte laut, klagte, dass sie vor Hunger sterben müssen, dass ihr Mann, ein Schuhmacher, gar nichts zu tun habe, dass er beim Hausherrn bisweilen taglöhnere, dass er Arbeit nur aus Barmherzigkeit bekomme und nur zehn Kreuzer Taglohn erhalte, dass die beiden Buben, die sie täglich auf den Bettel schikke, nicht mehr in die Stadt herein dürfen und auf dem Lande, wo sie betteln, oft nur wenige Kreuzer zusammenbringen, dass die ganze Haushaltung oft den ganzen Tag hungernd auf das warten müsse, was die zwei Bettelnden nach Hause bringen, die unterwegs das erbettelte Geld in Grüsch oder Leinmehl umwandeln müssen, um Nahrung heimzubringen, und dass die älteste Tochter, ganz verstandlos, den ganzen Tag hinter dem Ofen sitzend, kein anderes Bedürfnis kenne als das Essen, aber immer heisshungrig den ganzen Tag essen würde, und, mehr tierisch als menschlich, jede Nahrung verstandlos verschlinge. Tränen entrollten den Augen der unglücklichen, das Unglück tief fühlenden Mutter. […] Ich sah mich noch genauer in der Stube um, ich ging in die Kammer. Noch war eine Bettstatt da, aber statt des Bettzeugs nur einige fast schwarze Tücher. Von Kinderbettstatten und Kinderbettzeug war keine Spur nirgends – nirgends eine Spur von Kleidern. Ich fragte allem geflissentlich nach. Die Frau selbst konnte ihrer offenen Füsse wegen nicht von der Stelle weg. […] Den Kindern war also in der Winterkälte nichts übrig, als einige Fetzen auf dem Leibe und der Boden und elende Nahrung gegen den Hungertod. Von Arznei für das kranke Kind war nie die Rede.»[47]

Alles andere als selten waren solche Szenen tiefsten sozialen Elends in den Gegenden, deren Wirtschaftsstruktur den eingangs geschilderten einseitigen Charakter aufwies, wo die total Besitzlosen jener Zeit der Härte des Schicksals ausgeliefert waren, denen nur durch die Barmherzigkeit von Menschen, denen es weniger schlimm erging, ein kleiner Ausweg offen blieb. Offensichtlich, und das geht nicht nur aus den Beispielen Scheitlins hervor, war vor allem die Unterschicht von der Katastrophe betroffen. Uns Nachgeborenen führen die Berichte klar vor Augen, dass es nur wenig brauchte, die damals latent immer vorhandene Not der wirtschaftlich Benachteiligten ins Grenzenlose steigen zu lassen.

Den Zeitgenossen Peter Scheitlin jedenfalls liessen die schlimmen Bilder und Erfahrungen nicht mehr los: *«Ich sah die ganze Nacht durch im Traume nur sie [die unglücklichen Menschen] und hörte ihre Klagen. Mit dem Gedanken an sie erwachte ich am Morgen, und das Bild der Kranken und Sterbenden stund ununterbrochen vor mir. Ich konnte an nichts anderes mehr denken.»*[48]

Ständig war er unterwegs zu den Leidenden und lernte das Leben der Armen kennen: *«Ich trat in eine […] Hütte oder Stube. Am Tisch sass eine Mutter mit drei Kindern und auf einem niedrigen Sesselchen ein Mann. Der Mann sah furchtbar aus. Sein wilder ungeschorener kohlschwarzer Bart starrte aus seinem ausgehungerten Gesicht hervor, die Ellenbogen stützten sich auf die Knie, und mit beiden Händen hielt er den Kopf. Seine Augen glotzten mich an, aber er stund lange nicht einmal auf. Die Frau aber schöpfte soeben den drei Kindern aus einem Becken – gesottenes Gras auf den Tisch heraus. Das Gras war nur halb gesotten, nur mit ein wenig Salz gewürzt, ohne Butter und ohne irgendeine Zutat. Das war ihr Abendessen! Stumpfsinnig sah die Mutter, die Buben aber assen die nassen rauchenden Kräuter, die ihnen löffelweise auf den blanken Tisch vorgeschüttet wurden, ohne Löffel, ohne Teller, ohne Gabel, nur mit den Händen, ganz bedachtlos. Sie hatten sich die Kräuter selbst suchen müssen. Auf dem Tische lag eine offene Bibel. Die Mutter sagte, dass sie in ihrer Not ihr einziger Trost sei. […] Der Mann starrte immer vor sich hin. Ich fragte nach seinem Befinden. Zu seinem Hunger quälte ihn eine offene Wunde an einem Fuss. Arbeit hatte er keine, auch war er zum Arbeiten schon zu schwach. […] Ich fragte nach, ob sie lange kein Brot mehr gegessen hätten? 'O Brot', erwiderte die Mutter, 'wie sollten wir Brot haben, da das Pfund etwa zwanzig Kreuzer gilt. Wir beten vergeblich ums tägliche Brot.'»*

Viele Menschen aus der Alten Landschaft und dem Appenzellerland hätten ohne die Möglichkeit, in der nahen Stadt betteln zu können, wohl nicht überlebt. Die ersten Meldungen über Todesfälle infolge Unterernährung kursierten im Januar 1817. Peter Scheitlin behauptet zwar, in der Stadt St.Gallen selbst habe es keine Todesfälle gegeben, die auf den Hunger zurückzuführen waren, man hätte dort *«eher vor Mitleid sterben»* können.[49] Scharen von Elenden drängten sich aber in die Stadt, kaum hatte der Winter begonnen. Sie lagerten sich in allen Gassen, hoffend, irgendeinen Bissen erhaschen zu können.

Schauderhafte Heimsuchungen im Sarganserland

Die Not im südlichen Kantonsteil – besonders im Bezirk Sargans, zu dem damals auch das Werdenberg gehörte – charakterisiert Peter Scheitlin als «schauderhaft». Infolge des Hungers seien ganze Haushaltungen zugrunde gegangen. Die Sterblichkeit stieg von Monat zu Monat, und das Nervenfieber raffte immer mehr Menschen dahin. Besonders gross war das Unglück dort, wo der überbordende Rhein Verwüstungen angerichtet hatte.

Entsetzliches machten insbesondere das Weisstannental und die Gemeinde Mels mit; am Fürchterlichsten aber soll es in Ragaz gewesen sein, das seit 1813 dauernd unter Missjahren gelitten hatte. *«Man kann sich keine Begriffe machen, was die Mehrzahl der Bürger zu tun hatte, um sich durch die Schrecknisse durchzuarbeiten. Keine volle Wange erblickte man mehr; keine Kraft war mehr in dem früher nervigten Arme. Kinder mussten bis Mittag im Bett liegen, weil sie das Morgenessen verschlafen sollten. Kräuter und Gräser, ergraute Türkenzapfen, Kartoffelhülsen dienten ihnen zu Nahrung; ja es wird sogar behauptet, dass Menschenkot genossen worden sei.»*[50]

Die Gegend unter dem Schollberg, das Werdenberg, hatte am Ende des Jahres 1817 auf eine Bevölkerung von 9000 Seelen 487 Tote zu beklagen. 1817 starben im ganzen Bezirk Sargans 964 Personen, das waren 434 mehr als der Durchschnitt der vorangegangenen sieben Jahre, und während im Hungerjahr die Bevölkerungsstatistik einen Überschuss von 428 Verstorbenen aufweist, war in den Jahren zuvor ein Geburtenüberschuss von durchschnittlich 156 Seelen registriert worden. Auch in dieser Region hatten die Menschen im ersten Lebensalter sowie jene zwischen 40 und 70 Jahren die meisten Opfer zu beklagen.

Das Rheintal, das seit Jahren durch Misswachs und andere Ungunst hart mitgenommen wurde, war ein besonders leichtes Opfer des Hungerjahres. *«Rebland, Güter und Häuser fielen immer […] tiefer am Werte, der Viehstand verminderte sich; Gewerbe waren wie mit einem Schlage zernichtet, tausend und tausend kräftige Arme und künstliche Hände konnten in müssigen Schoss gelegt werden – Hunger und Mangel stiegen bis zum fürchterlichsten Grade; Elend und Verzweiflung, schreckliche Krankheiten und Tod war das Los ganzer Familien und einzelner vieler. Die Teuerung nahm immer schrecklicher überhand.»*[51] Der prächtige Frühling 1817 verdrängte indessen die Schwarzseherei und liess üppige Hoffnung ins Kraut schiessen. Sie sollte zunichte werden, nicht zuletzt der verheerenden Hochwasser wegen!

Hungernde Textilarbeiterfamilie: Der Mann bringt zwei kleine Brötchen in den acht Personen umfassenden Haushalt. In «Neujahrsblatt der Zürcherischen Hülfsgesellschaft 1817»

Ausgemergelte Männer im Werdenberg und im Toggenburg

Nicht weniger aufrüttelnde Berichte sind aus dem Werdenberg überliefert: *«Die Teuerung erreichte im Sommer 1817 den höchsten Grad. Eine furchtbare Hungerzeit hob an. Oft sah man blasse, ausgemergelte Männer vor Hunger schwanken, als ob sie betrunken wären. Viele Leute siechten hin und starben. Wahllos assen die Ärmsten, was sie fanden und verkürzten sich damit ihr Leben. Viele bekamen eine schwarzgelbe Haut, die einen wurden aufgetrieben, andere sahen abgezehrt aus. Verständigere suchten Wurzeln und Kräuter und vermochten so ihr Leben zur Not erhalten. […] Auch der Obermüller und seine Familie litten schwer unter den Missjahren»*, erfahren wir aus einer Schilderung aus Grabs. *«Die Mühle hatte wenig Weizen und beinahe keinen Mais zu mahlen. Im Vergleich mit vielen andern hatten sie es aber alle noch gut auf der Obermühle. […] Jeden Mittag stellte die Grossmutter zwei grosse Pfannen Habermus auf. Jedes erhielt einen Teller voll. […] Während wir unsern grössten Hunger stillten, öffnete sich die Stubentür. Die 'Wispel-Anna' – eine Nachbarin – schlich mit ihren drei Kindern herbei. Scheu und gedrückt standen sie da und starrten gierig nach dem Habermus, das uns so herrlich schmeckte. Es dauerte nicht lange, so füllte sich die Stube mit abgezehrten, früh gealterten Menschen, denen der Hunger aus den tiefliegenden, schwarzumrandeten Augen schaute. Am liebsten hätten die mitfühlenden Müllersleute allen Armen der Gemeinde geholfen – leider konnten sie es beim besten Willen nicht. So mussten sie sich begnügen, wenigstens einer stattlichen Anzahl die härteste Not mildern zu können. Nach dem ersten Teller stand der Müller auf. 'Gott Lob und Dank! Jetzt wollen wir den andern auch noch einen Teller gönnen, sie habens noch nötiger.' Die Kinder stürzten auf die dampfenden Teller. Abends kamen andere, die mit der gleichen Dankbarkeit ihren grössten Hunger stillen durften. Oft berichtete mir mein Vater: 'Wer so etwas erlebt hat, vergisst es nie mehr! Wenn heute junge Leute schimp-*

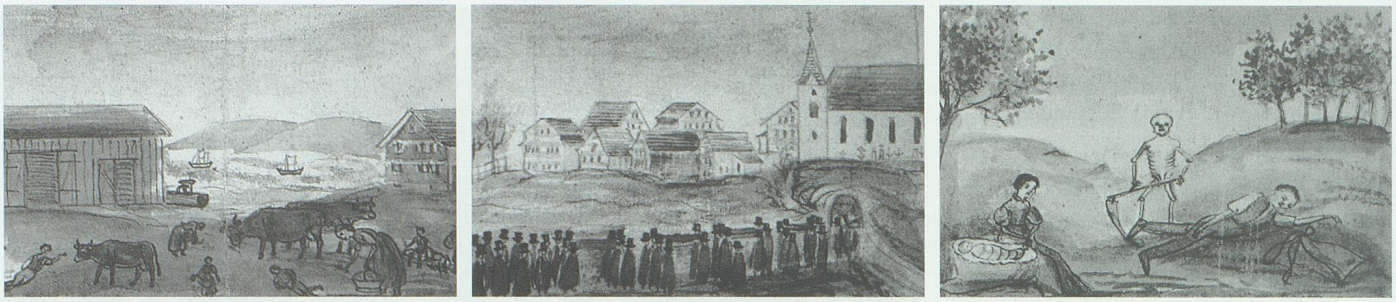
47 Scheitlin 1820, S. 176ff.

48 Scheitlin 1820, S. 180.

49 Scheitlin 1820, S. 301.

50 Zollikofer 1819, S. 215f.

51 Zollikofer 1819, S. 215.



Erinnerungen an die Hungersnot 1817 (von links): Hungernde grasen mit dem Vieh; Beerdigungsszene; der Hungertod bedroht eine Familie. Aquarelle von Anna Barbara Giezendanner, um 1850. In Privatbesitz

fen, weil sie nur gesottene Kartoffeln haben, muss ich an die Hungersnot denken. O, wie dankbar wären wir gewesen, wenn wir nur genug Kartoffeln gehabt hätten.'»[52]

Dem Totenregister des Seveler Pfarrers Mathias Hagmann (1772–1848) ist über die Zahl der Sterbefälle in dieser Gemeinde während der Hungerjahre zu entnehmen, dass zwischen 1811 und 1820 die Zahl der Verstorbenen insgesamt 270 betragen hat. Während dreier Jahre waren es weniger als 20, viermal zwischen 21 und 30, zweimal zwischen 31 und 40, ein einziges Mal – 1817 – war die Zahl mit 41 Personen noch höher.[53]

Die wirtschaftliche Erschöpfung war auch im Toggenburg gross. Weil neben der Viehzucht ebenfalls im Thurtal das hausindustrielle «Cotton-Gewerbe» die wichtigste Stütze der Volkswirtschaft bildete, wurde dieses ebenfalls ein leichtes Opfer des Verhängnisses. *«Wir sehen eine Menge armer, verlassener Kinder, denen die Not Vater oder Mutter geraubt hat oder die sonst gänzlich verwahrlost sind und aus denen eine völlig verdorbene Menschenklasse heranwächst. [...] Unreife Früchte, welche die Jahreszeit dem Hungernden, dem Unersättlichen darbietet und die schauderhafte Begehrlichkeit, mit der die Armen alles Geniessbare ergreifen, verbunden mit dem Einfluss herbstlicher Witterung, lassen gefährliche Krankheiten befürchten.»*[54]

Milch und Käse wurden unerschwinglich, und bald fehlte es auch an den übrigen Lebensmitteln; die Älpler weideten nun selber die Kräuter, die früher allein ihrem Vieh als Nahrung gedient hatten. *«In diesem Teil des Kantons war die Sterblichkeit am grössten; aus diesem wanderten am meisten Arme und Verlassene in fremde Lande hinaus. Hier zeigten sich Hungergeschwulste und Heisshunger am häufigsten, hier erlagen einzelne auf der Strasse und hauchten verschmachtend ein elendes Leben aus.»*[55]

Heereszüge Unglücklicher im Appenzellerland

Einige Streiflichter müssen uns genügen, um die Wucht des Elends im Appenzellerland sichtbar zu machen. Kaum hatte der Winter 1816 eingesetzt, als schon *«Schwärme von elenden Menschen, die fürchterlichen Todesgerippen glichen, die Strassen bevölkerten und nach St. Gallen hinunter drängten, wo sie den Bewohnern zur Last fielen und oft als Gefahr empfunden wurden»*, denn *«keine Strenge und keine Güte, kein Wohltun, keine Aufopferung [...] vermochten ein volles Jahr lang diese Unglücklichen von ihren Heereszügen abzuhalten. [...] Es schauderte jedem Gefühlvollern schon beim blossen Anblick der hagern, ausgehungerten, abgezehrten, blassen Gestalten, der Greise, die bis 80 Jahre zählend, oft bis drei Stunden weit herkamen zur Hunger stillenden Nahrung, der Mütter, die mit halberstorbenem Säugling auf dem Arm nach Speise lechzten, der Kindlein, die oft starrend vor Kälte und heulend nach wärmender Suppe schmachteten; der zerlumpten, ekelnden Gestalten auch aller Art.»*[56]

Die meisten Toten hatten die Textilheimarbeiter zu beklagen. Gegenüber normalen Zeiten erreichte das Jahr 1817 die dreifache Anzahl an Toten. Am schlimmsten grassierte das Sterben in den Sommermonaten, als zu den Mangelkrankheiten sich noch Seuchen wie Faul- und Nervenfieber sowie Typhus verbreiteten. Am hilfsbedürftigsten waren im Ausserrhodischen die rund 8000 Weber und Spuler: *«Sie spulen, sticken, betteln und – sterben!»* wie es Ruprecht Zollikofer zusammenfasste.[57] *«Die Bäckerläden glichen oft wahren Tumultplätzen, und konnte man den Hunger ums Geld nicht mehr stillen, so ward zu Raub und Diebstahl Zuflucht genommen.»*[58]

Tiefes Elend im Glarnerland

Auf seinen Wanderungen ins Glarnerland erlebte Peter Scheitlin Szenen, die er nur mit allergrösster Mühe schildern konnte. Heerscharen von Bettlern begegneten ihm bereits im Flecken Glarus, wo ihr Sammelplatz war. Fast alle trugen Kleider, die aus Fetzen aller Farben zusammengesetzt waren.[59] Scheitlin wurde von hungernden Kindern und Müttern umlagert, die ohne Aufdringlichkeit und stumm, allein mit dem Ausdruck tiefster Verzweiflung in den Gesichtern, um Nahrung flehten.

«Kein Elend sehen, verweichlicht, keine Arme sehen, macht hochmütig, keine Hungerige sehen, macht unzufrieden und undankbar. Aber durch solche Anblicke kommen hässliche Bilder in die Seele und bleiben darin hängen. [...] Da ich in eine dieser Hütten oder eines dieser Löcher eintrat, befiel mich in der Tat beinahe ekelndes Entsetzen. In einem kleinen Stübchen waren acht Menschen in schwarzen Lum-

pen, die als zerrissene, zerfranste Fetzen kaum an ihnen hängen bleiben konnten, beieinander. Der Schmutz und Dunst war zum Erschrecken. Die Weiber waren halb nackt. In einer Wiege lag ein neugeborenes Kind, von einem Leichnam erzeugt und von einem Leichnam geboren. Wie ein Tod lag es in den Fetzen der Wiege, blass, ohne eigene Kraft, ohne bemerkbare Sorge der Eltern. Seine Nahrung waren Kartoffeln, die als Früchte dieses Jahres, elend genug sein mochten. Die natürlichste Quelle, aus der es seine Nahrung hätte ziehen sollen, war versiegt. Wie aus Gräbern hervorgescharrt, sahen alle Anwesenden aus, am elendesten der ausgemagerte Vater des Kindes, dessen hohle Augen und eingefallene Backen und Auszehrungshusten die Nähe des Todes verkündigten oder den Tod selbst sichtbar machten. Tische, Bänke, Stühle waren keine vorhanden, auch nicht ein Hausgerät, nicht ein Stück Bettzeug, nicht ein Stück Kleidung. [...] Alle schlafen auf dem Boden und essen auf dem Boden und liegen sonst auf dem Boden.»[60]

Hungerkrankheiten

Hunger oder Unterernährung werden in den Aufzeichnungen ganz selten als Todesursache angegeben. Wenn von Hungertoten gesprochen wird, muss man sich vorstellen, dass die betroffenen Menschen durch die lang andauernde Unter- oder Fehlernährung geschwächt wurden und bei auftretenden Infektionen kaum mehr über Abwehrkräfte verfügten, so dass sie sehr schnell starben. Die Auswirkungen sehen wir ganz klar in der Statistik: ein steiler Anstieg der Sterblichkeit und ein starker Rückgang der Zahl der Geburten, was zu einem deutlich sichtbaren Einbruch in der Bevölkerungsentwicklung führte. Es waren Durchfall, Auszehrung, Typhus, Skorbut und weitere Krankheiten, die die hungernden und ausgemergelten Menschen dahinrafften. Viele starben noch Jahre später an Tuberkulose, die sich in ihre geschwächten Körper eingenistet hatte.

Die relativ lange Dauer wie auch die Heftigkeit der Hungersnot verstärkten das Auftreten etlicher Krankheiten, die insbesondere die ärmere Bevölkerung heimsuchten und zum Teil epidemischen Charakter annahmen. Zahlreiche Menschen fielen noch im Jahr 1818 Krankheiten zum Opfer, die der Hunger verschuldet hatte. Anhand der Zeitzeugenberichte lassen sich einige der typischen «Hungerkrankheiten» einwandfrei erkennen. Andere, die in Folge des Nahrungsmangels ebenfalls auftraten, können nicht zweifelsfrei identifiziert werden. Für ein und dieselbe Krankheit wurden manchmal verschiedene Namen verwendet und ähnliche Symptome mit einer einheitlichen Bezeichnung versehen.

«Meistens unter Armen, zumal unter Kindern, herrschte die Weisse und die Rote Ruhr, hatte aber auf die Mortalität keinen grossen Einfluss. In den letzten zwei Monaten waren viele von einem langwierigen Fieber, das vier bis sechs Wochen dauerte, angegriffen; jedoch erholten sich alle wieder. [...] Viele waren von Heisshunger befallen. Hungergeschwulste zeigten sich überall, auch sogar beim Vermöglichen; bei den Armen war die gewöhnliche Folge der Tod.»[61] – Vier Krankheiten werden in diesem kurzen Abschnitt aufgeführt, die überall in Erscheinung traten, wo der Hunger intensiv wirkte. Heisshunger und Hungergeschwulste oder Hungerödeme sind zu den eigentlichen Hungerkrankheiten zu zählen; sie entstehen in direkter Folge des Nahrungsmangels. Ruhr und Nervenfieber – letzteres ist eine veraltete Bezeichnung für Flecktyphus oder Fleckfieber – aber treten durch das Zusammenwirken von Hunger und schlechter Hygiene oder unmenschlichen Wohnbedingungen auf.

Die während der Hungerzeit in den Berichten am meisten erwähnte Seuche war das Nerven- oder Faulfieber. Der von der Kleiderlaus übertragene Erreger verursacht hohes Fieber und einen fleckigen Ausschlag; die Befallenen leiden unter Benommenheit und einem stark gestörten Kreislauf. Für etwa jeden fünften Patienten endete die Krankheit damals tödlich. Immer wieder verursachte das Fleckfieber als Not- und Hungerkrankheit Massensterben, weil die Verlausung in Krisenzeiten bei den Unterprivilegierten zunahm.

Besonders in den Kantonen St.Gallen, Thurgau und Appenzell herrschte das Fleckfieber vor. Ganze Familien lagen im Frühjahr 1817 an dieser Krankheit darnieder. Über den Sommer schien die heimtückische Krankheit verschwunden, machte sich dann aber vor allem im Rheintal erneut und noch heftiger bemerkbar, vorab dort, wo grössere Familien in engen Verhältnissen wohnten. In den oberen Kreisen des Rheintals starben noch im ersten Quartal 1818 um die 200 Personen am Nervenfieber.

Obwohl damals noch wenig über die Ursachen solcher Epidemien bekannt war, wusste man doch um die Ansteckungsgefahr. Geistliche, Ärzte und Krankenpfleger blieben nicht von der Seuche verschont, und viele büssten ihren barmherzigen Dienst mit dem Tod. Die energische Bekämpfung des Bettelwesens hatte unter anderem auch mit der Furcht zu tun, die Vagabundierenden könnten die Seuchen verbreiten.

Als typische Sozialkrankheiten brachte die Hungersnot Krätze, Hautinfekte und Furunkulosen hervor. Die Hungergeschwulste, die auf Eiweissmangel im Blut infolge einseitiger und unzureichender Ernährung zurückzuführen sind, waren Hungerkrankheiten im engeren Sinn. Diese Ödeme sind gekennzeichnet durch die Ansammlung von

52 Gantenbein 1946, zitiert nach Specker 1993.

53 Hagmann 1984, S. 294.

54 Zollikofer 1819, S. 179.

55 Scheitlin 1820, S. 320.

56 Zollikofer 1819, S. 68.

57 Zollikofer 1819, S. 122.

58 Zollikofer 1819, S. 133.

59 Scheitlin 1820, S. 54.

60 Scheitlin 1820, S. 59.

61 Zollikofer 1819, S. 103.

eiweissarmem Gewebewasser unter der Haut und in den Körperhöhlen. Es handelt sich dabei um nichts anderes als den Zusammenbruch des Stoffwechselhaushaltes: Die Erkrankten sehen blass aus, zeigen ein aufgedunsenes Gesicht, besitzen gegenüber Infektionen kaum mehr Abwehrkräfte, und ihre hormonalen Funktionen sind stark gestört. Das Ausbleiben des Zyklus bei den Frauen war einer der auffallendsten Hinweise auf den gestörten Hormonhaushalt. Ruprecht Zollikofer bemerkt, dass die an Hungerödemen leidenden Armen *«die natürliche Farbe der Gesundheit verloren, blasses, gelbes Aussehen bekamen, angeschwollen wurden, Elefanten ähnliche Füsse erhielten, am ganzen Körper mit Ausschlägen [...] und Geschwüren bedeckt waren, [...] aber jene, die oft mit dieser Beschwerde befallen wurden, unterlagen endlich oft sehr schnellem Tode - der süssliche Geruch solcher Kranken war gewöhnliches Vorzeichen des Todes.»*[62]

Hundshunger, ein Begleiter des Hungertodes

Viele wurden – wie Anton Müller über die Hungersnot im Sarganserland und im Werdenberg schreibt – auch vom Heisshunger gequält: *«Nichts konnte ihren Hunger mehr stillen. Die Nahrung, die einer zahlreichen Familie eine ganze Woche lang genügt hätte, verschlangen solche oft in wenigen Stunden, wenn mitleidige Herzen sich ihres furchtbaren Zustandes annahmen. Glaubte man, sie seien endlich gesättigt, so sahen sie noch gierigen Blicks nach neuer Nahrung, beneideten selbst die eigenen Hausgenossen um den letzten schmalen Bissen. [...] Dieser Heisshunger, beim Volke 'Hundshunger' genannt, war ein gewöhnlicher Begleiter des Hungertodes. Zuerst zeigte sich ein gänzliches Schwinden der Muskulaturteile, dann grosse Schwäche der Gliedmassen, besonders der Knie, Schwindel, Heiserkeit, alterndes, greisenhaftes Aussehen selbst bei jugendlichen Personen, scharfer, süsslicher Geruch des Atems, Geschwulst der Füsse, Ausbleiben der monatlichen Reinigung beim weiblichen Geschlechte. Bei all diesen Leiden aber hatten die armen Opfer immer heitere, glänzende Augen. [...] 'Nahe dem Tode', schreibt ein Augenzeuge, 'seufzen die Unglücklichen nach Brot, selbst, wenn sie schon sprachlos sind, beschlecken sich die Lippen noch, wie der Säugling, der sich nach der Mutterbrust sehnt.' Mit dem Fortschreiten der Krankheit äussern sich abwechselnd schneidende Schmerzen im Magen und quer durch den Unterleib. Derselbe wurde bei Erwachsenen dünn und eingeschnürt, bei Kindern tympanitisch oder atrophisch*[63] *aufgetrieben, in schneidendem Kontrast mit den abgezehrten Gliedmassen und dem gerunzelten, schmutzig gelben Gesicht. Der Stuhlgang war gewöhnlich selten und trocken, zuweilen aashaft riechend, der Urin sparsam und farblos. Das spärlich oder unzeitig Genossene wurde oft erbrochen, doch litten sie weder an Schweiss noch an Ausdünstung. Wenn nun mit Nahrungsmitteln noch geholfen wurde, so nahmen die Kräfte ab, der Puls wurde schwach und langsam, nur 50 Schläge in der Minute, die Gliedmassen erkalteten und wurden steif. Bei einigen stellte sich vor dem Tode der Kinnbackenkrampf ein, bei andern heftige Konvulsionen*[64]*, auch Blutspeien aus dem Magen. Die Lebenstätigkeit hörte in den äussern Teilen auf, die Sinne schwanden, nur der Geschmack hielt am längsten. Die Kranken behielten ihr Bewusstsein oder seufzten in einem schwachen Delirium, und der Tod schritt von der Peripherie des Körpers zum Mittelpunkt. Die Agonie dauerte ungewöhnlich lang, selbst wenn der Puls schon ausblieb und der Atem zu stossen schien, erholte sich der Sterbende mit einem Male und täuschte die das Ende erwartenden Umstehenden.»*[65] Viele sollen sich vorher aus Verzweiflung das Leben genommen haben.

Überlebensstrategien

Man muss sich vergegenwärtigen, dass in den Gebieten jenseits des Bodensees, die seit Jahrhunderten vor allem über den Rorschacher Kornmarkt die Ostschweiz mit Brotfrucht versorgten, eine nicht weniger kritische Situation herrschte als hierzulande. So waren die süddeutschen Staaten – wie in Mangelzeiten gewohnt – ebenfalls gezwungen, Sperrmassnahmen zur Versorgung der eigenen Bevölkerung zu ergreifen. Selbst *«im eigenen Vaterlande [...] verschlossen uns»*, klagt Ruprecht Zollikofer, *«die noch glücklicheren Kantone gerade ihre Märkte und Speicher und jeden Ankauf von Lebensmitteln; freilich in kluger Absicht, vom Triebe eigener Erhaltung gezwungen, aber nicht desto weniger grausam»*. Schon im März 1816 hatte die Waadt den Anfang gemacht, und Bern war am 8. Juli mit einem Ausfuhr- und «Fürkaufsverbot» gefolgt. Diese Massnahmen standen zwar in krassem Widerspruch zum Bundesvertrag, der den freien Verkauf von Lebensmitteln und Landeserzeugnissen sowie die ungehinderte Ein- und Durchfuhr von einem Kanton zum andern gewährleistete. Die dabei vorbehaltenen «Polizeimassnahmen gegen schädlichen Fürkauf» öffneten jedoch regionalem Egoismus Tür und Tor.

Deutlich wird dabei, dass die eben anhebende Zeit der Restauration – im Gegensatz zur Helvetik und zur Mediationszeit – eine Rückkehr zu einem lockereren Staatsgebilde souveräner Kantone anstrebte, was mitunter zur Verschärfung der Hungerkrise einen nicht unwesentlichen Beitrag geleistet haben dürfte: In den bösen Zeiten der Lebensmittelverknappung liessen die privilegierten Orte ihre Bundesgenossen ohne grosse Skrupel weitgehend im Stich! Diese negativen Erfahrungen von 1816 führten immerhin dazu, dass nach der Schreckenszeit Anstrengungen unternommen wurden, die Bewegungsfreiheit der Bundesglieder zum Wohle des Ganzen wieder einzuschränken. Aus der unerträglichen Situation wurden immerhin und sogar schon während der Krise einige bescheidene Lehren gezogen.[66]

Unerwünschtes Bettelpack

Von Sizilien bis Schottland zogen im Winter 1816/17 zehntausende hungernder Menschen umher und bettelten um Brot. Hatten die Bettler noch im Mittelalter den Gläubigen willkommene Gelegenheit geboten, Barmherzigkeit zu üben und sich durch Almosen den Himmel zu verdienen, war mit der Reformation eine grundlegende Wandlung gegenüber dem Bettelwesen eingetreten. Dem Bettler, der von guten Gaben lebte und der noch im Mittelalter in der Situation eines beinahe anerkannten Berufsstandes gestanden hatte, verlieh die Reformation einen ausgesprochen negativen Ruf. Dem Bettelwesen haftete seither vermehrt der Makel des Versagens an, und das Zeitalter der Aufklärung empfand den Bettler vollends als Störefried, den es gar nicht mehr geben durfte.

So galt auch im Jahrhundert der aufstrebenden Ostschweizer Textilindustrie eine Lebensführung, die sich allein auf Einnahmen aus Almosen stützte, als ein Übel, das man unter allen Umständen ausmerzen wollte. Vielen Angehörigen der ärmeren Schichten bot das in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts aufkommende Spinnerei-, Webereiund Stickereigewerbe eine Aufbesserung des Einkommens. Diese Möglichkeit war aber den häufig auftretenden Schwankungen des Marktes ausgesetzt und somit unzuverlässig. In Krisenzeiten bevölkerten deshalb doch ganz plötzlich wieder Almosenempfänger zu Hauf die Strassen – der Bettel war zu einem temporären sozialen Übel geworden.

Der Hunger zwang denn auch während der Krise von 1816/17 viele wieder auf die Strasse: *«Kinder, Männer und Greise zogen scharenweise durchs Land und klopften an die Türen der Wohlhabenden. Wie Heuschrecken fluteten die Bettler von Dorf zu Dorf, gefoltert von quälendem Hunger.»*[67] Die Kantone St.Gallen und Appenzell sollen im Frühjahr 1817 gegen 30 000 Arme – die stillen Hausarmen nicht eingerechnet – gezählt haben, von denen *«wenigstens zwei Dritteile im täglichen Bettel»*[68] umherzogen. Nicht nur die grösseren und hablicheren Orte und Gemeinden wurden von den Bettelscharen überschwemmt, auch in kleineren *«waren die Türen der Dorfbewohner von Morgen früh bis Abend spät eigentlich belagert»*.[69]

Kindermarkt in Ravensburg, wo sich viele Jugendliche aus der Ostschweiz verdingten: Die temporäre Auswanderung in Form der Schwabengängerei und des Reislaufens nahm während der Hungersnöte jeweils deutlich zu. Lithografie von Joseph Bayer 1849.
Bild aus Seglias 2004

Es gab aber auch Gemeinden, deren Wille, den Armen zu helfen, sich in Grenzen hielt, und die kaum Hemmungen zeigten, sie in reichere Gemeinden auf den Bettel zu schicken. Hilfsgesellschaften und Behörden erklärten die Zurückdrängung des Strassen- und Gassenbettels mit allen Mitteln als eines ihrer vordringlichsten Ziele. Einzelne Gemeinden beschränkten darauf die Bettelerlaubnis auf bestimmte Wochentage und stellten zur Abwehr der vagabundierenden Bettler Streifenwachen auf, um sie abzuweisen oder einzufangen und in ihre Heimatgemeinden zurückzuschicken.

Die Meinung, dass mit aller Strenge gegen das Bettelwesen vorgegangen werden müsse und dass Abschreckung allein Besserung bringen würde, setzte sich immer mehr durch. Prügelstrafen und weitere rigorose Massnahmen kamen vermehrt gegen jene zum Einsatz, die zu wiederholten Malen bei ihrem verachteten Gewerbe angetroffen wurden. Man war höchstens bereit, jenen Menschen zu verzeihen, die wirklich keine Arbeit hatten und allenfalls für ihre Kinder, nicht aber für sich selbst, die offenen Hände ausstreckten. Eine gewisse Strenge, oft selbst ein gewisser Grad an Hartherzigkeit sei bei der Bekämpfung des Bettels notwendig, war die allgemeine Ansicht, und geduldete Bettelei leiste nur dem Schmarotzer-

62 Zollikofer 1819, S. 154.

63 *Tympanitisch* steht für 'trommelartig', *atrophisch* für 'schwindend' bei mangelhafter Ernährung.

64 *Konvulsionen* für 'Schüttelkrampf', 'Zuckungen'.

65 Müller 1913, S. 8ff.

66 Nach Specker 1993, S. 16.

67 Bridler 1917, S. 7.

68 Zollikofer 1819, S. 34.

69 Feierabend 1855.

Allerlei Sektierer verbreiteten während der Hungersnot von 1816/17 ihre wirren Ideen von der Apokalypse. Aus Dürrenmatt 1963

tum und der Liederlichkeit Vorschub. Doch trotz der energischen Polizeimassnahmen wussten sich viele nur dadurch zu helfen, dass sie bei jenen anklopften, denen es noch einigermassen gut ging. Die Streifenpatrouillen gegen *«dieses Ungeheuer»* und *«diese Schande der Menschheit»*[70] führten aber vielfach nur dazu, dass die Vagabunden in andere Gegenden auswichen.

Brüchige Moral

«Der Sturm der Zeit», bemerkt Zollikofer, *«wühlte den Morast auf.»* Die Berichte über die Hungersnot sind denn auch voller Klagen über die Zunahme von Vergehen aller Art. Auf der einen Seite griffen die Hungernden – Recht hin oder her – zu jedem geeigneten Mittel, um ihr nacktes Leben zu erhalten, andererseits gab es unter jenen, denen das Schicksal einen besseren Platz zugewiesen hatte, nicht wenige, die die schlimme Situation schamlos zu ihren Gunsten ausnützten. Gang und gäbe waren barer Egoismus, Habsucht, Spekulationswut und auch Erpressung. Schwer war es aber allemal, gegenüber der furchtbaren Not die Moral und die Würde zu bewahren; eine eigentliche Verwilderung griff in breiten Kreisen um sich. *«Verpesteter Dampf stieg aus der grausen Tiefe – es konnte nicht fehlen, er musste den schwachen Sinn betäuben, das für das Böse empfängliche Gemüt verpesten! Zum Sturme von aussen gesellte sich furchtbarer noch der Sturm des Innern, nährte ersteren und gab ihm volle Gewalt.»*[71]

Diebstahl war an der Tagesordnung, selbst unreife Früchte wurden von den Verzweifelten aus der Erde gegraben oder von den Bäumen geholt. *«Ganze Kornfelder wurden mit frecher, diebischer Hand ihrer Ähren beraubt, Bäume auf schändlichem Wege ihrer schönsten Zierden entblösst, ganze Gemüsegärten geleert; die nährende Kartoffel war in nächtlicher Stille, am Tage oft, ihren Besitzern entrissen. […] Strenge Ahndung, ernste Verbote, Wachen, Wohltun, nichts konnte die ausgehungerten, elenden Gestalten vom verworfenen, entsetzlichen Gewerbe des Diebstahls mehr zurückhalten.»*[72]

Alle Hände voll hatte die Justiz zu tun, und die Gefängnisse füllten sich. Eine Abschreckung übte indessen nicht einmal immer die Gefängnisstrafe aus. Ein Kartoffeldieb, der in Trogen hatte einsitzen müssen und mit Stockprügeln traktiert worden war, bekundete die Absicht, wieder zu stehlen, weil er draussen keine Arbeit und kein Almosen finde, im Gefängnis hingegen wenigstens dreimal täglich Habermus erhalte.[73] Es erstaunt nicht, dass es auch zu Raubüberfällen kam, und Beamte vergassen nicht selten ihre Treuepflicht, wenn sich ihnen Gelegenheit bot, etwas in den eigenen Sack zu wirtschaften.

In der steigenden Zahl der Selbstmordfälle und der ausgesetzten Kinder spiegelte sich die brüchig gewordene Moral ebenfalls. Manche Eltern schickten ihre Kinder einfach weg, hinaus in ein ungewisses Schicksal. Verwahrloste, verlassene Kinder streiften in der Gegend umher und konnten sich nur durch Lug und Trug, durch Diebstahl und Raub am Leben erhalten.[74] Die Prostitution erlebte eine wahre Konjunktur, und Ruprecht Zollikofer spricht von *«Haufen verworfener Weibsbildern»*, die *«ihr schändliches Unwesen so arg»* getrieben hätten, dass *«Jagd auf sie gemacht werden musste»*.[75]

Ein leerer Magen lässt der Vernunft keine Chance

Die Annahme, dass ein Grossteil der gequälten Bevölkerung zu kriminellen Handlungen Zuflucht genommen hätte, um sich am Leben zu erhalten, wäre jedoch falsch. Die Mehrheit fristete ihre arme Existenz, indem sie nach allerhand Ersatznahrung Ausschau hielt und sich an dem schadlos hielt, was die Natur noch zu bieten hatte; sie schreckte nicht einmal vor dem Rohen zurück, das man in normalen Zeiten mit Ekel und Verachtung weit von sich geschoben hätte. Glücklich durften sich noch jene schätzen, die in der Nähe von Alphütten lebten, wo die Schotte von den Hungernden geradezu als Köstlichkeit genossen wurde. Weniger übel erging es auch jenen, die in Gegenden hausten, wo noch etwas Korn geerntet werden konnte; die Not verhalf dem alten Brauch des Ährenlesens zu ungeahnter Popularität. Mehl wurde mit allerhand Zusatzstoffen gestreckt, mit Grüsche etwa, mit Birkenrinde und Kartoffelmehl. Allerhand seltsame Rezepte mit den ungewohntesten Stoffen und Zutaten, bei denen der Schaden oft grösser gewesen sein dürfte als der Nutzen, zirkulierten auch in den Zeitungen.

Als sich im Frühling 1817 die Natur wieder im grünen Kleid zeigte, wurden fleissig Wurzeln, Beeren und Kräuter, insbesondere aber Gras gesammelt, das wohl die häufigste Ersatznahrung war: Viele hungernde Menschen grasten im Frühjahr mit dem Vieh auf der Weide! In einer Schilderung aus Wildhaus

heisst es: *«Es war ein herzzerbrechender Anblick, als im Frühling, wo der gütige Schöpfer der Erde wieder Pflanzen hervorkeimen liess, Kinder und greise Menschen bei Scharen, mit blassen, abgehärmten Gesichtern auf den Wiesen hin und her schwankten und ganze Säcke voll [...] sammelten, und sie oft roh oder im Wasser abgekocht assen.»*[76]

Gras aber war elende Nahrung und ebenfalls die bekannten Beerenarten – es wurden auch Vogelbeeren und Hagebutten gesammelt – sättigten wenig. Vor der Einnahme von Einbeeren und Tollkirschen wurde in der Presse und auf Flugblättern gewarnt, *«da sie die Leute wie betrunken machen und oft schnell töten»*,[77] und besondere Vorsicht sei auch gegenüber den Pilzen geboten, weil es oft Schwierigkeiten bereite, die giftigen von den ungiftigen zu unterscheiden. In seinem Buch führt Peter Scheitlin eine lange Liste von geniessbaren Wildpflanzen an: Bachbungen, Brunnenkresse, Habermark, Sauerampfer, wilder Hopfen, Nüsslikraut, Lungenkraut, Ochsenzunge, Engelwurz, Mannstreu, Hagwinde, Glockenblume, Schlüsselblume, Gänserich, Guter Heinrich, Blätter und Wurzeln des Rapunzelkrautes. Selbst die Wurzelknollen des Knabenkrautes sollen genossen worden sein; man liest aber den Ratschlag, sie nur gekocht oder gesotten zu essen. – Die reiche Kräuterernte im Frühjahr 1817 rettete in der Tat viele vor dem Hungertod.

Es wundert uns nicht, dass Frösche und Schnecken als Leckerbissen begehrt, und auch Hunde und Katzen ihres Lebens nicht mehr sicher waren. Schnecken mit und ohne Häuschen wurden zum häufigsten Rettungsmittel, und Heinrich Rudolf Schinz pries sie in seinem Flugblatt als *«gesunde und sehr nahrhafte Speise»* an wie auch die Frösche, *«wenn man ihnen die Haut abzieht und sie ausnimmt»*. Hunde- und Katzenfleisch könne ohne Schaden genossen werden, doch soll das Gehirn der Katzen schädlich sein, hiess es.[78]

Noch nie habe man damals davon gehört, dass Pferdefleisch genossen worden sei, bestätigt ein Augenzeuge aus Mels. Jetzt aber *«werden hier nicht nur Pferde gemetzget und auch von wohlhabenden Gemeindebürgern gegessen, sondern sogar in der Alp erfallene und schon mehrere Tage verlochte Rosse werden ausgegraben und genossen»*.[79] In Sätzen, die den Schauder vor der grässlichen Tatsache nicht verbergen, erzählen die Chronisten davon, dass Verzweifelte sich sogar auf Aas und Unrat gestürzt hätten. Noch aus dem letzten Dreck versuchte man, auf irgendeine Weise eine Art Suppe zu brauen. Begehrt war auch das Tierblut aus den Schlachthäusern. Viele aber holten sich beim Genuss von Blut, das in der Hitze leicht in Fäulnis übergeht, schwere Vergiftungen. Nur wenige achteten darauf, ob das, was sie in ihrem bohrenden Hunger verzehrten, ihnen auch gut bekam oder ob sie sich damit böse Krankheiten zuzogen – die Vernunft hat bei leerem Magen kaum eine Chance!

Die Auswanderung – ein «törichter Wahn»

Aus allen betroffenen Gebieten hielten viele der Unglücklichen, die nicht mehr daran glaubten, dass ihre Heimat sie jemals wieder werde ernähren können, Ausschau nach fremden Ländern, die ihnen eine bessere Zukunft bieten könnten. So rief die Hungerkatastrophe von 1816/17 eine Welle der Auswanderung hervor. Verlockende Anzeigen, die die Leute ermunterten, sich in Amerika oder sonst irgendwo niederzulassen, erschienen in den Zeitungen. Naiv und leichtgläubig vertraute eine Vielzahl der Verzweifelten den Versprechungen raffinierter Agenten, die mit ihnen skrupellose Geschäfte machten. In der neuen Welt erwartete die Auswanderer vielfach aber ein schreckliches Schicksal, und etliche gelangten nicht einmal bis dorthin, sondern wurden schon vor dem Einschiffen Opfer von Betrügern und Räubern. Auch mit aufklärenden Artikeln war dem arglosen Glauben, dass es jenseits des Atlantiks besser sei als hier, kaum beizukommen. Der häufig erteilte Ratschlag, im Land zu verbleiben und sich redlich zu ernähren, fand angesichts des andauernden Schreckgespenstes Hunger kaum Gehör.

Ein weitverbreiteter Kalender, der «Hinkende Bote von Vivis», warnte 1818 die Bevölkerung vor überstürzt gefassten Plänen zur Auswanderung: *«Es ist ein törichter Wahn, wenn sich so viele verarmte Leute einbilden, dass sie ihr Dasein in Amerika in grösserer Gemächlichkeit zubringen und ohne Mühe und Arbeit zu glänzenden Glücksgütern gelangen können»*,[80] und gross sei auch die Zahl der Ausgewanderten, die als *«weisse Sklaven»* in die Hände von gewissenlosen Güterbesitzern gerieten. An der ersten Vorlesung vor der Zürcher Hilfsgesellschaft hiess es: *«Es genügt nicht, sich den schwärmerischen Hoffnungen, die heut zu Tage unserem Vaterland gepredigt werden, zu überlassen, um in fernen Landen mehr Glück, mehr Segen zu finden. Gebet und Arbeit sind die einzigen Stützen zum Fortkommen.»*[81] Doch ungeachtet aller dieser Warnungen blieb für viele als letzter Hoffnungsschimmer nur noch die Emigration nach Amerika, nach Russland oder nach Frankreich.

Das traurige Los vieler ausgewanderter Schweizer gab zu reden, und vorab die Obrigkeit fürchtete einen Aderlass an der Bevölkerung, der sich für die

70 Greyerz von 1918, S. 155.

71 Zollikofer 1819, S. 9 und 293.

72 Zollikofer 1819, S. 46.

73 Specker 1995, S. 11.

74 Ebenda, S. 11.

75 Zollikofer 1819, S. 273.

76 Zollikofer 1819, S. 195.

77 Nach einem Flugblatt von Heinrich Rudolf Schinz vom Juni 1817, zitiert nach Specker 1995, S. 13.

78 Flugblatt von Heinrich Rudolf Schinz, zitiert nach Specker 1995, S. 13.

79 Müller 1913, S. 7.

80 Zitiert nach Specker 1995, S. 15.

81 Ebenda, S. 15.

Zukunft des Landes verheerend auswirken müsse. Weitere Befürchtungen zielten in die Richtung, es könnten zum Schaden des Landes industrielle Kenntnisse ausgeführt werden, so dass zum Beispiel in Ausserrhoden die Gemeindebehörden angewiesen wurden, die Ausweispapiere für Auswanderer zu verweigern. Weil indessen solche Massnahmen wenig bewirkten, hatte sich sogar die Tagsatzung mit der Anregung zu befassen und die Auswanderung von Bundes wegen zu regulieren. Der Antrag wurde zwar weitläufig beraten, in Ermangelung näherer Berichte und Vorschläge dann aber kein Beschluss gefasst.[82]

Mit grossem Jubel wurde das erste Kornschiff empfangen, das den Hafen von Rorschach am 21. August 1817 erreichte. Kalenderholzschnitt im Heimatmuseum Rorschach

Schwabengängerei und Kriegsdienste

Zu neuem Aufschwung verhalf die Hungersnot auch der temporären Auswanderung in Form der traditionellen Schwabengängerei und des Reislaufens. Knaben und Mädchen im Alter von 8 bis 15 Jahren aus dem Tirol, aus dem Vorarlberg und aus der Ostschweiz wanderten einzeln oder in Gruppen in die Gegenden nördlich des Bodensees, wo sie sich auf den Märkten von Überlingen, Pfullendorf, Ravensburg, Waldsee und Wangen im Allgäu für die Zeit vom Frühling bis in den Herbst als Hüterbuben und Kindsmägde feilboten und verdingen liessen. Mit neuen Kleidern, neuen Schuhen und etwas Bargeld versehen und meistens gut genährt kehrten sie dann im Spätherbst wieder nach Hause zurück.

Peter Scheitlin bezeugt, dass *«viele, die hier schlechterdings nicht mehr zurecht kommen konnten»*, ins Schwabenland zogen, obwohl die Hungerkatastrophe auch in Süddeutschland grassierte. *«Einige suchten dort ihr Brot beim Sticken, andere beim Heuen und andern Feldarbeiten. [...] Einzelne Buben entliefen den Eltern, und hie und da erhielt ich, wenn ich einem Buben nachfragte, zur Antwort: 'Ich weiss nicht, wo er ist, er ist seit etlichen Wochen nicht mehr heimgekommen; ich vermute, dass er ins Schwabenland hinüber sei.' Jedoch die meisten kamen freiwillig und bald wieder ins Vaterland zurück.»*[83]

Viele der jungen Männer sahen die Rettung darin, in fremde Kriegsdienste zu treten. Johann Konrad Zellweger schreibt dazu: *«Dem schauerlichen Lose zu entrinnen, eilten Jünglinge, wanderten Männer um schnöden Soldes willen hinaus in fremder Herren Dienste. Selbst Väter zahlreicher Kinder verschmähten das Söldnerleben nicht länger. Mit dem Ausdruck der Verzweiflung im Auge antwortete ein Familienvater, den man [...] nach der Ursache seines Kummers fragte: 'Ich kann nicht mitansehen, wie die Meinigen mit dem Tode ringen; ich kann nichts mehr nützen; ich verlasse sie und nehme Kriegsdienste. Mein Handgeld soll Frau und Kindern wenigstens auf einige Tage hinaus das Leben fristen; mein Sold wird für sie fliessen, und ein Mund weniger zu ernähren sein.' Das traurige Beispiel steht nicht vereinzelt da in den Annalen des denkwürdigen Jahres.»*[84] Die meisten nahmen französische oder holländische Dienste an; die Schweizerregimenter seien damals «übervollzählig» geworden, heisst es andernorts.[85]

Hilfe für die Hungernden

Angesichts der strukturellen Schwäche der Gemeinden und des Kantons während der Restauration sowie der Überforderung durch das Ausmass der Not kam der privaten Hilfstätigkeit eine erstrangige Rolle zu.

Hilfsgesellschaften

Die bedeutendste und rührigste Hilfsgesellschaft, die als Vorbild weit in die Region hinaus wirkte, war jene von St.Gallen, nach deren Muster und Ratschlägen in den Bezirken des ganzen Kantons ähnliche Organisationen entstanden. Dieser Fürsorgeverein war gewillt, eng mit der Wirtschaft und den Behörden zusammenzuarbeiten, war er sich doch darüber im Klaren, dass er allein nicht in der Lage war, das Elend wirkungsvoll zu bekämpfen.

Um ihre Hilfstätigkeit rationell zu gestalten, gliederte sich ihr Vorstand in mehrere Kommissionen auf: Eine Direktionskommission besorgte die administrativen Aufgaben und die Korrespondenz, die Einkaufskommission kümmerte sich um die Beschaffung von Lebensmitteln, eine Arbeitskommission mit der Förderung der Spinnerei und mit Versuchen der Wollverarbeitung. Die Verteilung des gesammelten Geldes, der eingekauften Lebensmittel und der Armensuppe war Sache der Verteilungskommission, der auch Peter Scheitlin angehörte. Innerhalb dieser bestand eine geheime Kommission, *«deren Bestreben sein sollte: in zarter Verborgenheit Gutes zu stiften und in zweckmässigem, schonendem Wohltun die Tränen vieler, im Geheimen schmachtender, würdiger Unglücklicher und Notleidender, vor der Welt unbekannt, zu stillen».*[86]

In fast allen grösseren Orten kam es zu Benefizveranstaltungen zugunsten der Hungernden; aber die helfenden Geister litten sehr darunter, dass es höchstens dazu reichte, die Armut an der Oberfläche zu bekämpfen. Allmählich erschöpfte die lange Dauer der Hungersnot aber die Hilfsquellen, und die Geberfreudigkeit zeigte mit der Zeit Ermüdungserscheinungen. Nicht zuletzt dürfte es diese Erfahrung gewesen sein, die zur Einsicht führte, dass strukturelle Änderungen in Wirtschaft und Gesellschaft unumgänglich seien, wenn ein solches Ausmass an Elend in Zukunft verhindert werden sollte.

Eine der wirkungsvollsten und populärsten Einrichtungen der Hilfsgesellschaft war die Suppenanstalt. In der alten Kaserne von St.Gallen wurde schon am 1. November 1816 mit der Verteilung von «Rumfordscher Suppe»[87] an die Armen begonnen; täglich wurden 200 bis 300 Personen verpflegt.

Um die allgemeine Verdienstlosigkeit zu steuern, wurde neben der Zwangsarbeitsanstalt für unverbesserliche Bettler auch eine Arbeitsanstalt unter der Überwachung eines Frauenvereins gegründet. Zugleich ermunterte die Hilfsgesellschaft die Leute, Pflanzland anzulegen: *«So gab sie dem Publikum eine treffliche Anleitung über Sammlung und Benützung der Erdäpfelkappen und -augen [...] und teilte diese gemachten Samenvorräte an Einheimische, Nachbarn und Entferntere aus.»*[88] Nach dem Muster der Hilfsgesellschaft der Stadt St.Gallen bildeten sich im ganzen Kanton ähnliche Organisationen, sogenannte «Distrikts-Gesellschaften». Im Bezirk Sargans wurden solche im März und April 1817 ins Leben gerufen, und überall gingen die Philantropen[89] ans Werk. Ob aber in den einzelnen Gemeinden das Menschenmögliche getan wurde, hing in der Regel von initiativen Persönlichkeiten ab; vielerorts spielten dabei die Pfarrherren eine führende Rolle.

Private Hilfsaktionen und das Rubelgeschenk aus Russland

Die führende Rolle der Hilfsgesellschaft der Stadt St.Gallen, die Ratschläge und auch Gaben nach allen Seiten zu verteilen hatte, kam auch darin zum Ausdruck, dass sie über andere Hilfsgesellschaften eine gewisse Kontrolle ausübte. In jeden der acht kantonalen Bezirke entsandte sie zwei Mitglieder, die sich vor Ort von der sachgemässen Anwendung der gespendeten Mittel zu überzeugen hatten. In Ragaz und Pfäfers besorgte das Kloster die Rumfordsche Suppe. Der Grundsatz aber, dass kein Armer einen Pfennig erhalten soll, den er nicht zu verdienen imstande war, stiess überall auf Anerkennung. Der vor allem auf die Ideen von Heinrich Pestalozzi und Philipp Emanuel von Fellenberg gründende Gedanke der Armenerziehung fiel speziell im Hungerjahr 1816/17 auf fruchtbaren Boden.

Die wirksamste Katastrophenhilfe zugunsten der Schweiz aber kam aus Russland. Zar Alexander I., der vor allem über seinen ehemaligen Lehrer, den Waadtländer César la Harpe, mit der Schweiz eng verbunden war, stiftete jene 100 000 Silberrubel, die als «Rubelgeschenk» in die Schweizer Geschichte eingegangen sind. Verschiedene Mutmassungen und Erklärungen gibt es darüber, was den Zaren dazu bewogen hatte, gerade der Ostschweiz zu helfen. Sicher war er von verschiedenen Seiten über das Elend informiert worden, und sicher entschloss er sich nicht nur aus alter Anhänglichkeit an die Schweiz zur Hilfe, sondern vielleicht auch darum, weil er damit als Vater der «Heiligen Allianz», der die Eidgenossenschaft 1817 beigetreten war, beweisen konnte, dass er es mit der patriarchalischen Politik ernst meinte.[90]

An einer Konferenz führender Schweizer Persönlichkeiten in Zürich wurde beschlossen, die eine Hälfte dieser Summe nach dem Willen des Zaren für die Urbarmachung der versumpften Linthebene zu verwenden. Von der anderen Hälfte erhielten Glarus 16 000, Appenzell und St.Gallen 15 000

---

82 Abschied der ordentlichen Tagsatzung 1818, S. 141, zitiert nach Specker 1995, S. 15.

83 Scheitlin 1820, S. 230, zitiert nach Specker 1995, S. 16.

84 Zellweger 1867, S. 585f.

85 Specker 1995, S. 16.

86 Zollikofer 1819, zitiert nach Specker 1995, S. 17.

87 Siehe dazu auch den Beitrag «Graf von Rumford und seine Suppe für die Armen» in diesem Buch.

88 Zollikofer 1819, S. 17.

89 *Philantrop* (v. griech. *anthropos* 'Mensch') 'Menschenfreund', 'Wohltäter'.

90 Nach dem Sturz Napoleons und dem Abschluss des Wiener Kongresses hatten der russische Zar Alexander I., der österreichische Kaiser Franz I. und der preussische König Friedrich Wilhelm III. eine Absichtserklärung unterzeichnet mit dem Ziel, die Prinzipien der christlichen Religion zur Grundlage der Politik des europäischen Mächtesystems zu machen. Das Abkommen ging auf die Initiative des von tiefer Religiosität geprägten Zaren zurück und strebte eine friedliche Konfliktregulierung an – modern gesprochen hatte er ein System kollektiver Sicherheit vor Augen. Nüchterne Machtpolitiker sahen darin eine «Verrücktheit» des Zaren. Dem Diplomaten Metternich gelang es dann, diese Proklamation in ein Interventionsprogramm zur Stützung der 1815 etablierten Staatenordnung umzuwandeln; die «Heilige Allianz» wurde zum Inbegriff der Restauration (nach *HLS, Historisches Lexikon der Schweiz*).

Hungertafel in Eglomisé-Technik: Die Preise im Jahr 1817 und Hinweise auf die Verdienstlosigkeit in den Medaillons, dazwischen: «Erkenne, dass ein Gott ist.»
Historisches und Völkerkundemuseum St.Gallen

und der Thurgau 4000 Rubel. Von der dem Kanton St.Gallen zugesprochenen Summe wurden den beiden Toggenburger Bezirken und dem Bezirk Sargans je 4000, den bedürftigen Gemeinden der übrigen Bezirke die restlichen Rubel zugeschieden.[91]

Gaben kamen aber auch aus andern Ländern: Der Schriftsteller und grosse Kenner der Schweiz, Gottfried Ebel, trieb mit Hilfe des «Vereins edler Preussen» 660 Gulden für das Appenzellerland auf, und durch die Vermittlung eines waadtländischen Predigers kam aus Frankfurt eine Geldgabe von rund 740 Gulden. Der in Lübeck tätige Glarner Pfarrer Heinrich Marti sammelte 10 000 Gulden für seine Landsleute, und auch aus Frankreich, Italien und England trafen Spenden ein.[92]

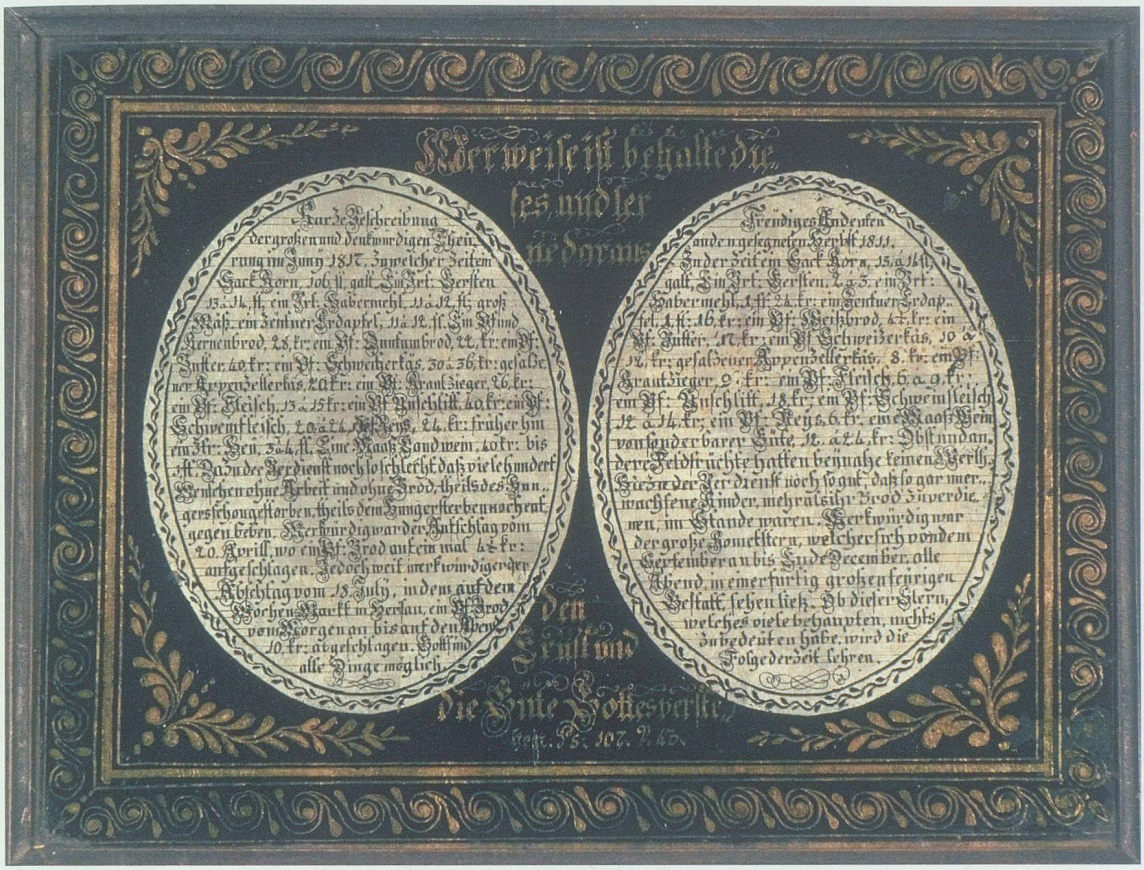
Guter Wille, aber fehlende Strukturen

Die Schwächen der herrschenden Wirtschafts- und Sozialstruktur wurden während der Krise von 1816/17 mit aller Deutlichkeit enthüllt. Weder ideell noch materiell war der Behördenapparat darauf vorbereitet, auf eine Katastrophe dieses Ausmasses zu reagieren. Dem Staat und den Gemeinden fehlten ganz einfach auch die Geldmittel, der Not wirkungsvoll zu begegnen. Zwar hatte die Helvetik einen bürokratischen Apparat hinterlassen, dessen Aufgaben aber noch nicht klar definiert waren, und zusätzliche Verunsicherungen ergaben sich aus den politischen Tendenzen der Restauration, so dass die Verwaltung schon in normalen Zeiten mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatte.

Nur ungern rangen sich Kantons- und Gemeindebehörden zu Massnahmen durch, die ihnen durch die ausserordentliche Lage überraschend aufgezwungen worden waren. Und gänzlich fremd war ihnen der Gedanke einer umfassenden und systematischen Sozialpolitik, da die Fürsorgepraxis bis anhin vornehmlich auf den Orts- und Kirchgemeinden beruht hatte, deren oft willkürlicher Charakter allenfalls dazu taugte, gröbste Not zu mildern.

Um ein Minimum an wirkungsvollem Eingreifen gewährleisten zu können, mussten erst neue Organe geschaffen werden: Armenkommissionen auf kommunaler und kantonaler Ebene etwa und Kornkommissionen zum Beispiel. Gemeinde- und Kantonsbehörden waren herausgefordert und mussten reagieren wie noch nie zuvor, und das trotz der Unzulänglichkeiten und der mangelnden Mittel.

Was aber in seiner Macht stand, tat der Kanton: Schon im November 1816 bestellte die Regierung eine Kornkommission, deren Aufgabe darin bestand, dafür zu sorgen, dass der Nachschub auf dem Kornmarkt nicht gänzlich ausblieb und dass die Preise nicht in astronomische Höhen schnellten. Mittwochs – jeweils am Tag vor dem Rorschacher Kornmarkt – kam die Kom-



Hungertafel «Wer weise ist, behalte dieses und lerne daraus, den Ernst und die Güte Gottes verstehen» (Psalm 107, Vers 43). Im Medaillon rechts wird auf die Erscheinung eines Kometen hingewiesen. Historisches und Völkerkundemuseum St.Gallen

mission zusammen und prüfte die Situation vor Ort, um selbst mit Zahlungen aus ihrer Kasse dem Wucher Paroli zu bieten und die Kornpreise herabzudrücken. Als die nördlichen Nachbarstaaten die Brotfruchtausfuhr durch Zollerhöhungen zu drosseln versuchten und die Gefahr bestand, dass Kornhändler daraus Vorteile ziehen konnten, kaufte die Kornkommission soviel Getreide in Süddeutschland ein, wie es ihre Mittel erlaubten. Damit wurde das Ansteigen der Preise auf dem Rorschacher Markt verhindert.

Erfolgreich bemühte sich die Regierung um den Ankauf günstiger Kornquanten zu ermässigtem Ausfuhrzoll in Württemberg und Bayern. Die Quanten – 8000 Scheffel Korn, später auch noch Roggen und Hafer – reichten zwar nur für kurze Zeit. Die Kornkommission achtete streng darauf, dass Korn zu billigem, unter Umständen sogar zum Selbstkostenpreis an die Bevölkerung abgegeben werden konnte, so dass die Brotpreise im Kanton St.Gallen sogar niedriger standen als auf den schwäbischen Märkten. Damit gelang es, den Handel einigermassen unter Kontrolle zu halten und den Wucher einzudämmen.

«Schon glaubten wir», heisst es im Bericht der Kornkommission, *«die Morgenröte einer wenigstens leidlichen Zukunft angebrochen, als mit einmal Schlag auf Schlag erfolgte und unsere schönsten Hoffnungen wiederum zu Trümmern gingen»*: die württembergische Regierung hatte den Ausfuhrzoll erhöht und kurz darauf die vollständige Sperre verfügt. Bei weitem reichte das übriggebliebene Korn nicht aus, den Bedarf im ganzen Kanton zu sichern, und die Preise stiegen auf den Märkten nördlich des Bodensees erneut. Korn musste in dieser Situation aus entfernteren Gegenden organisiert werden, aus Odessa, Genua und Livorno, sogar aus den Niederlanden, um bis Ende des Sommers 1817 eine minimale Versorgung zu gewährleisten. Das eingekaufte Korn – insgesamt waren es 160 967 Viertel Getreide, wofür der Kanton die Summe von 932 099 Gulden auslegte – gelangte von Rorschach aus wöchentlich zur Verteilung in die Bezirke. Der durch den Kanton erlittene Gesamtverlust betrug 59 384 Gulden.

Neben der Stadt St.Gallen gab es auch andere grössere Gemeinden, die zum Quantum, das sie vom Kanton erhielten, selber noch Getreide einkauften und davon für die Einwohnerschaft Brot backen liessen, so zum Beispiel Altstätten. Neben Lebensmitteln verabreichten einige Gemeinden des Oberlandes ihren Armen auch Milch.

Gemäss einem am 26. November 1816 und damit kurz nach der Konstituierung der Kornkommission erfolg-

91 Nach Specker 1995, S. 26.

92 Nach Specker 1995, S. 26f.

ten Erlass des Kleinen Rates wurde aller Auf- und Vorkauf von Lebensmitteln jeglicher Art – Obst, Erdäpfel, Feld- und Gartengewächse – aufs strengste untersagt. Um der ärmeren Klasse den Einkauf von Lebensmitteln zu erleichtern, durften die Ortspolizeibehörden aller Marktstätte des Kantons die Einkäufe erst dann im Grossen gestatten, wenn die Käufer von Kleinmengen ihre Bedürfnisse gedeckt hatten. Eine am 4. Dezember präziser abgefasste zweite Verordnung enthielt den Passus: *«Aller Ankauf von Früchten auf dem Markte zum Zwecke, um selbe sogleich oder erst später auf dem gleichen Markte wieder zu verkaufen, ist als wucherischer Verkauf anzusehen und daher aufs strengste verboten.»*

Minimale Staatseingriffe

Ein wichtiger Bestandteil der amtlichen Massnahmen gegen den Hunger war die Überwachung der Müller und Bäcker, die nun unter die obrigkeitliche Aufsicht gestellt wurden. Brot und Mehl wurden taxiert und das Backen von Weissbrot amtlich verboten. Die Gemeinderäte hatten die Brotpreise wöchentlich zu prüfen und festzusetzen; die Korn- und Brotpreise mussten öffentlich angeschlagen werden, damit sich jedermann davon überzeugen konnte, dass Müller und Bäcker den Bestimmungen getreulich nachkamen. Die Gemeinderäte hatten auch das Gewicht des Brotes wenigstens einmal wöchentlich zu kontrollieren; ihnen oblag die Pflicht, die Fehlbaren der gerichtlichen Bestrafung zuzuführen. Zu leicht befundenes Brot wurde den Gesetzesbrechern zugunsten der Armen weggenommen.

In dieser nahrungsarmen Zeit fand selbstverständlich der Gedanke, dass es nötig sei, vermehrt Land zu bepflanzen, überall Verbreitung. In Wartau und Flums wurden beispielsweise Teile der Tratten (Allmenden) zu diesem Zweck unter die Bürger aufgeteilt. Damit aber verschärfte die Hungersnot in vielen Gemeinden den Streit um die Benützung des Gemeindebodens zwischen wohlhabenden und ärmeren Bürgern. Die Diskussion drehte sich darum, ob dieser Boden weiterhin für Trieb und Tratt zur Verfügung stehen oder von den ärmeren Leuten als Pflanzplätze benützt werden sollte.

Vor allem im Oberland versuchte man der Not Herr zu werden, indem man die hablicheren Bürger verpflichtete, Arme bei sich aufzunehmen und zu verpflegen. Wie sich die Behörden von Wartau in den Hungerjahren zu helfen wussten, bezeugen zwei vorgefundene Anweisungen an Alexander Müller: *«Nr. 2. Herr Appellationsrichter Müller wird ersucht, am 12., 13., 14. und 15. April des Schulmeisters Müller zwei Kinder mit etwas Speis zu versehen. [...] Nr. 10. Herr Appellationsrichter Müller unterhaltet 5 Tage des Hartmann 2 Kinder am 15., 16., 17., 18. und 19. Juli 1818.»*[93]

Wie andere Kantone verbot auch St.Gallen bei Strafe der Konfiskation und einer Geldbusse von 25 bis 100 Gulden die Herstellung von Branntwein aus Kartoffeln und Getreide. Offensichtlich aber wurde dieses Brennverbot manchenorts dauernd übertreten.

Alle die minimalen Staatseingriffe erwiesen sich aber als relativ hilflos gegenüber dem Ausmass des Elends. Die Kräfte, die für eine vermehrte Staatshilfe eintraten, scheiterten an den fehlenden finanziellen Mitteln. Woher das Geld beschaffen? Neue Steuern waren unbeliebt, und die hin und wieder erhobenen Liebessteuern reichten nicht aus. Damit sich hier etwas änderte, bedurfte es einer neuen Mentalität, einer Einstellung, die gewillt war, anstelle der willkürlich funktionierenden, traditionellen Wohltätigkeit eine gut organisierte Armenpflege zu setzen. Es war nicht zu übersehen, dass sich der Staat, falls sich in Zukunft wieder eine solche Krise einstellen sollte, nicht mehr so ohne weiteres davonstehlen konnte, sondern sich vermehrt zu engagieren hatte. In dieser Beziehung führte die Erfahrung von 1816/17 zu einer Wende, deren Bedeutung nicht hoch genug eingeschätzt werden kann.

Die Hungersnot von 1816/17 ist auch späteren Generationen im Gedächtnis haften geblieben. Jugendstil-Brotschale aus den 1920er Jahren mit geschnitzter Umschrift: «Gib uns heute unser täglich Brot.» Schale im Besitz des Verfassers

Die jämmerliche Hilflosigkeit des eidgenössischen Bundes

Was wurde vonseiten des Bundes gegen die Hungersnot unternommen? Sehr wenig, und dieses Wenige kam erst zur Auswirkung, als die grosse Krise ihr Ende gefunden hatte. Louis Specker analysiert die Situation folgendermassen: «Bei der Kompliziertheit der Beziehungen der 22 souveränen Kantone

untereinander und der Schwäche des Bundes, dessen oberstes Organ, die Tagsatzung, über lächerlich geringe Kompetenzen verfügte, war auch nicht mehr zu erwarten. Die Enge der politischen Verhältnisse in der Restauration und die Tatsache, dass die Ideologie, welche hinter der Schöpfung des eidgenössischen Staates von 1815 stand, nicht unbedingt auf die Freizügigkeit von Handel und Wandel setzte, hatten selbstverständlich einen gehörigen Anteil an der Misere von 1816/17. Der Bundesvertrag wies hinsichtlich des interkantonalen Verkehrs insofern einen Fortschritt auf, als er für Lebensmittel, Landeserzeugnisse und Kaufmannswaren den freien Verkauf sowie die ungehinderte Aus- und Durchfuhr von einem Kanton in den andern sicherte. Zugleich erlaubte er nötigenfalls Polizeimassnahmen gegen Wucher und Vorkauf. Theoretisch bedeutete dieser Paragraph II des Bundesvertrages, dass innerhalb der Eidgenossenschaft der Grundsatz des freien Handels wenigstens für wichtige Güter der Wirtschaft hätte Geltung haben müssen; in der Praxis sah es jedoch anders aus. Weil fast alle Macht bei den Kantonen lag, blieb die Bewältigung der Aufgaben, welche der Kampf gegen die Not stellte, diesen überlassen, und dass die Kantone dabei wohl oder übel ganz egoistisch für sich selber sorgten und wenig danach fragten, wie sich diese Haltung auf die übrige Eidgenossenschaft auswirke, kann nicht verwundern.»[94]

So gab es – wie wir oben gesehen haben – einzelne Kantone, die jegliche Ausfuhr zugunsten anderer Kantone untersagten. Die Tagsatzung versuchte zwar, diesem Kantönli-Egoismus und dem verhinderten Handel durch einen Beschluss entgegenzuwirken, der alle Arten von Getreide und Hülsenfrüchten, Erdäpfel, Mehl, Salz, Butter, Vieh, Heu, Stroh, Bau- und Brennholz, Bretter, gemeine Holzwaren, Kohle, Baumrinde, Gips, Kalk und Ziegel als notwendige Bedürfnisse erklärte und von einer Eintrittsgebühr an der Kantonsgrenze befreite. Dass sich Kantone wie Waadt, Bern und andere gegenüber den Mitständen abschotteten und sich für den Alleingang entschieden, begründeten sie mit dem Hinweis auf die ausserordentliche Situation, die nur den Weg dieser Massnahmen offengelassen habe.

«Die Kantonsregierungen hielten an ihrem verhängnisvollen Kurs nicht zuletzt deshalb fest, weil sie die herrschende Volksstimmung fürchteten, die noch wenig Verständnis für gemeineidgenössische Politik aufgebracht haben soll.»[95] Die Sperrmassnahmen wurden sogar noch verschärft. Um ja kein Getreide aus dem Land zu lassen, stellte die Waadt Bürgerwachen an die Kantonsgrenzen; Luzern schloss seinen Markt für die Urkantone. Das Tessin liess nicht einmal mehr das für Uri bestimmte Getreide über seine Grenze, und einzelne Kantone untersagten die Ausfuhr von Obst, Vieh, Heu und Butter; Graubünden, wo sich sogar einzelne Gerichtsbezirke voneinander abschotteten, auch das Sauerkraut!

Unter diesen Umständen hatten vor allem die auf Einfuhr unbedingt angewiesenen Gebirgskantone wie etwa Glarus zu leiden. Die Glarner wiesen an der Tagsatzung zwar darauf hin, dass gerade die fehlende Zusammenarbeit unter den Kantonen dem Wuchergeist am meisten Spielraum verschaffe, und unterstützt von andern Kantonsvertretern bestanden sie auf der Wiederherstellung der freien Durchfuhr und des freien Verkehrs für Nahrungsmittel. Zu Recht wurde darauf aufmerksam gemacht, dass die Sperrmassnahmen von Kanton zu Kanton lediglich den Schmuggel förderten und daher auch den Sinn für Recht und Unrecht verwirrten. Ausserdem habe das Beschränkungssystem im Innern der Schweiz den denkbar ungünstigsten Eindruck im Ausland erweckt und dazu geführt, dass die süddeutschen Fürsten ohne Bedenken gegen die Schweiz Sperren errichtet hätten, sie selbst hätte das erste Beispiel gegeben. Wie die Erfahrungen aller Zeiten gelehrt hätten, könne die Subsistenz eines Volkes am sichersten und vorteilhaftesten durch die grösste Freiheit des Marktes garantiert werden, argumentierten sie. Dieses Einstehen für liberale Wirtschaftsprinzipien schon am Anfang der Restaurationsperiode darf den Schluss erlauben, dass mitunter auch die Erfahrungen von 1816/17 mitgeholfen haben dürften, den Boden für den Sieg des liberalen Bundesstaates von 1848 vorzubereiten.[96]

Die geistige Bewältigung der Krise

Die Hungersnot in der Ostschweiz hatte die Menschen in eine beispiellose Grenzsituation geführt; die Gemüter waren in einem Masse aufgewühlt worden, wie dies sonst allein kriegerische Ereignisse zu tun vermögen. Das geistige Beben unterzog Moral und Weltanschauung einer mehr als harten Bewährungsprobe. Obwohl Behörden und Private gewisse Erfolge im Kampf gegen den Hungertod zu erzielen vermochten, wurde die menschliche Ohnmacht ins grellste Licht gerückt, da das Hungergespenst tausende von Opfern gefordert hatte. Hätte sich das Wetter im Sommer 1817 nicht zum Besseren gewendet, wäre kaum auszudenken, welch ungeheures Ausmass die Katastrophe angenommen hätte. Auf brutale Weise war die Abhängigkeit der Menschen von der Natur enthüllt worden und liess eine mit der Apokalypse vergleichbare Stimmung entstehen. Die Allmacht des Todes und die verunmöglichte Gegenwehr straften alle Lügen,

93 Reich-Langhans 1921, S. 329.

94 Specker 1995, S. 34.

95 Specker 1995, S. 35.

96 Nach Specker 1995, S. 35.

die vom Optimismus des Zeitalters der Aufklärung erfüllt und angespornt worden waren und der Welt die Überwindung aller Übel verkündet hatten. Als schierer Wahn entlarvt wurden die Versprechungen all jener, die dem Menschen einredeten, er sei endlich reif genug, sein Schicksal selber in die Hand zu nehmen.

Egoismus, Geiz und Habsucht

Der Begriff «allgemeine Verunsicherung» vermag die Befindlichkeit der Menschen jener Tage wohl nur unzulänglich zu bezeichnen. Die bösen Umstände führten zu einer Prüfung der Geister und schieden erbarmungslos die guten und schlechten Charaktere voneinander, so dass die geistige Ordnung aus den Fugen zu geraten drohte. Die zunehmende Kriminalität als Folge eines ins Extreme gezwungenen Überlebenskampfes lässt aber eine Beurteilung nach moralischen Grundsätzen nur schwer zu; im Kampf ums Überleben war jedes Mittel recht.

Andererseits fand sich dort, wo man von der Not schamlos profitierte, eine reale und unentschuldbare Kriminalität, die nicht aus der Drangsal der Zeit geboren worden war, sondern diese verschärfte, indem sich mancher daran bereicherte. Ruprecht Zollikofer schreibt dazu: Es war eine Zeit, *«wo Egoismus, Gelderpressung, Spekulationssucht, Geiz, Habsucht [...] sehr im Schwange waren»*,[97] und an anderer Stelle heisst es: *«Zu unerhörten Preisen wurden Gemüse und Lebensmittel [...] feilgeboten; und es drängten sich ganze Scharen Hungeriger hinzu, um die schlechteste Frucht oft um jeden Preis zu erkaufen.»*[98] Als die eigentlichen Schuldigen am grossen Unglück galten im Volk in der Tat die Wucherer und Spekulanten – es war leichter, mit dem ungeheuren Leidensdruck fertig zu werden, wenn sich dessen Ursache personifizieren liess!

Nicht weniger Entsetzen als die materielle Not selbst lösten der rapide Zerfall der Moral und der jähe Zusammenbruch all dessen aus, was den zivilisierten Verkehr der Menschen untereinander vor der Katastrophe ermöglicht hatte. In erschreckender Weise wurde offenbart, wie es tatsächlich um den Menschen stand: Sein Selbstbewusstsein hatte sich in pure Erbärmlichkeit aufgelöst – menschliches Versagen in weiter Ferne von dem Bild, das die Aufklärung vom Menschen erschaffen hatte. Die Not warf weltanschauliche Probleme auf, für deren Beantwortung allein die Religion zuständig sein durfte und konnte. Die nüchternen und damals noch fragmentarischen Ergebnisse der Wissenschaft halfen hier kaum weiter. Wenn die wissenschaftlich orientierten Köpfe vom Wetter bedingte Ursachen für die Missernten ausmachten, wenn sie auf überholte Strukturen in der Politik hinwiesen, wenn sie auf die unzulänglichen Verkehrsverbindungen aufmerksam machten, wenn sie die zurückgebliebene Landwirtschaft beklagten und andere Faktoren anführten, die die Hungersnot hatten entstehen lassen, so mussten sie doch die Antwort auf die Frage nach Ursache und Sinn der schrecklichen Ereignisse letztlich schuldig bleiben.

Schulkinder beim Ährenlesen: Der verbesserte Feldbau und der sorgsame Umgang mit den Grundnahrungsmitteln waren bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts von der letzten grossen Hungersnot geprägt. Aus Laur 1939

Der wahre Weg des Heils

Hatten die Nöte und Wirren der eben zu Ende gegangenen Franzosenzeit den Boden für eine Belebung der Religion und der Religiosität im Volk genährt, so hob sie nun die Hungersnot zur höchsten Dringlichkeit. Als die Not im Winter 1816/17 am ärgsten war, wurden an vielen Orten täglich die Glocken geläutet, Bittgottesdienste gehalten und wieder und wieder verzweifelt gebetet: «Vater unser, der du bist im Himmel, gib uns heute unser tägliches Brot...». Während die einen wieder vermehrt Zuflucht bei den etablierten Konfessionen suchten, glaubten andere das Heil dort zu finden, wo Sektierer und Schwärmer lockten. Die Sicht der Theologie der Restaurationszeit sah die Hungersnot als Strafpredigt und -gericht Gottes, und sie war gewillt, ihre Schäfchen vom Irrweg der Aufklärung zurückzuholen. Die Hungersnot erscheint mitunter auch als Vergeltung für einen üppigen und falschen Lebenswandel: *«Teuerungen müssen sein, damit der Wert der Lebensmittel wieder geachtet werde»*, äussert sich auch Peter Scheitlin lapidar.[99]

Wenn die Not als Lehre dient, erhält sie einen Sinn und ist damit leichter zu bewältigen. Die Menschen hätten sich der Zeiten des Überflusses nicht als würdig erwiesen, sie hätten das schnell und leicht erworbene Geld in Hoffart, liederlichem Leben, in Spiel und Ausgelassenheit verschleudert. Sie hätten verächtlich auf den wackeren Bauern gesehen, der im Schweisse seines Angesichts der Erde sein Brot abgewinne, und sie hätten die Kinder schlecht erzogen, sie seien verweichlicht, feige und ungeschickt geworden. Was über die Menschen gekommen war, hatten sie also verdient! Das Volk habe, wie der Zürcher Historiker Johann Jakob Hottinger überzeugt ist, die Frömmigkeit des Herzens verloren und sei abgewichen von der *«Einfalt der Sitten, der Liebenswürdigkeit, der Unschuld, dem Ernste der Tugend»*.[100] Ausländische Torheiten – womit er die Ideen der Französischen Revolution meint – hätten bei uns Wurzeln geschlagen, *«darum hat uns der Herr heimgesucht und seine züchtende Hand wird so wenig von uns weichen, […] bis Tugend und Rechtschaffenheit wieder unter uns allgemein geworden sind»*.

Hinter dieser zum Teil sicher berechtigten Kritik des etablierten Christentums, das um seinen Einfluss bangte, steckt indessen auch ein Stück Wahrheit: Nur allzu oft haben Fortschrittsdenken und Zeitgeist dazu verführt, Bewährtes übereilt aufzugeben und sich in Experimente einzulassen, die nicht immer gut ausgingen. Vornehmlich richtete sich damit die Kritik der kirchlichen Traditionalisten zum einen gegen das philosophische und politische Gedankengut der Aufklärung und der Französischen Revolution, zum andern aber auch gegen die aufstrebende Industrialisierung mit seinem Geist des Frühkapitalismus, die in immer stärkerem Mass der Agrarwirtschaft und der mit ihr verbundenen Mentalität den Boden entzogen hatten.

Dem Geist der politischen Restauration entsprach auch die Forderung, sich wieder den alten und bewährten Glaubensprinzipien zuzuwenden; und in beiden konfessionellen Lagern verschafften sich wortgewaltige Anhänger zunehmend Macht über das nach Sicherheit dürstende Volk. Diese Bewegung, die als Neupietismus in die Religionsgeschichte eingegangen ist, gewann in breiten Kreisen – auch in der Ostschweiz – zunehmend an Einfluss. Antirationalistisch, gefühlsbetont und konservativ geprägt, bekämpfte sie Neuerungen und setzte sich dafür ein, die Welt, so wie sie ist, als gottgegeben hinzunehmen, anstatt sie nach den Wünschen der Menschen zu verändern.

Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen!

Wie Ruprecht Zollikofer beurteilte auch Peter Scheitlin die Hinwendung der Ostschweizer zur industriellen Beschäftigung – der Vernachlässigung der Landwirtschaft zugunsten von Spinnerei, Weberei und Stickerei – als einen zweiten Sündenfall: Die industrielle Beschäftigung hatte den Leuten zwar Geld verschafft, dieses aber habe sie zu einem lasterhaften Lebenswandel verführt! Die Rückkehr zum bäuerlichen Erwerb war aus diesem Grund eine Forderung, die zu erheben die Anhänger der strengen Überlieferung nie müde wurden.

Wenn in dieser Zeit das kirchliche Leben einen beispiellosen Aufschwung erfuhr, war das allerdings nicht allein ehrlichem Bestreben und echtem Suchen zu verdanken, obwohl ein alter Spruch zwar lautet: «Not lehrt beten.» Dazu, dass die Frömmigkeit und die Abkehr von der Sünde damals eine Hochkonjunktur erlebte, trug auch ein gewisser Druck vonseiten der Obrigkeit das Seinige bei, gesteuert etwa mit Hilfe der Almosenvergabe. Unterstützung fanden in der Regel die «würdigen Armen», womit jene gemeint waren, die sich brav und angepasst verhielten. Allen aber, die dem Massstab der kirchlichen Moral nicht genügten, wurde die Hilfe versagt. Die Not bot dabei die Gelegenheit zur Durchführung erzieherischer Massnahmen, verstärkt als Ausfluss einer kapitalistisch-protestantischen Ethik, der die Hungersnot sozusagen in die Hand arbeitete. Mit ihrer Hilfe liess sich eine Mentalität fördern, deren Geist zu seiner Entfaltung dringend Disziplin und Wille zur Ein- und Unterordnung bedurfte. Damit mag die Hungersnot einen wesentlichen Beitrag zur Anpassung der Menschen an die aufkommende Industriegesellschaft geleistet haben, die eine andere, eine untertänigere Einstellung verlangte als die bäuerliche Gesellschaft.

Nach dem Verständnis vorab der kirchlichen Obrigkeit galt es, einen göttlichen Auftrag zu erfüllen, und es war im Geist des Höchsten, wenn Bettler, Lügner, Faulenzer und Unbändige aufgegriffen und etwa durch Arbeitszwang, durch Einsperren und durch Almosenverweigerung, oft auch durch Prügel zur Raison gebracht wurden. «Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen!», war die Parole, nach der sich die damalige Armenfürsorge ausrichtete, und Gehorsam und Fleiss wurden an die Spitze aller Tugenden gehoben. Die Überzeugung, dass Arbeitsamkeit am erfolgreichsten dazu verhilft, sündhafte Neigungen zu überwinden, diente aber vornehmlich einer Moral, die der Industrialismus für seine Zwecke auszunützen wusste: für die Vermehrung des materiellen Gewinns – vielfach auf Kosten der einfachen Arbeiter.

Es wäre jedoch ungerecht, die Funktion der Religion in diesen schwierigen Zeiten nur auf die Disziplinierung des Volkes zu beschränken. Die Rolle der Religion als Trösterin der Menschen in ihrer Ohnmacht dem Hungergespenst gegenüber ist nicht zu unterschätzen. Es gilt zu bedenken, dass die frohe Botschaft von der Möglichkeit eines besse-

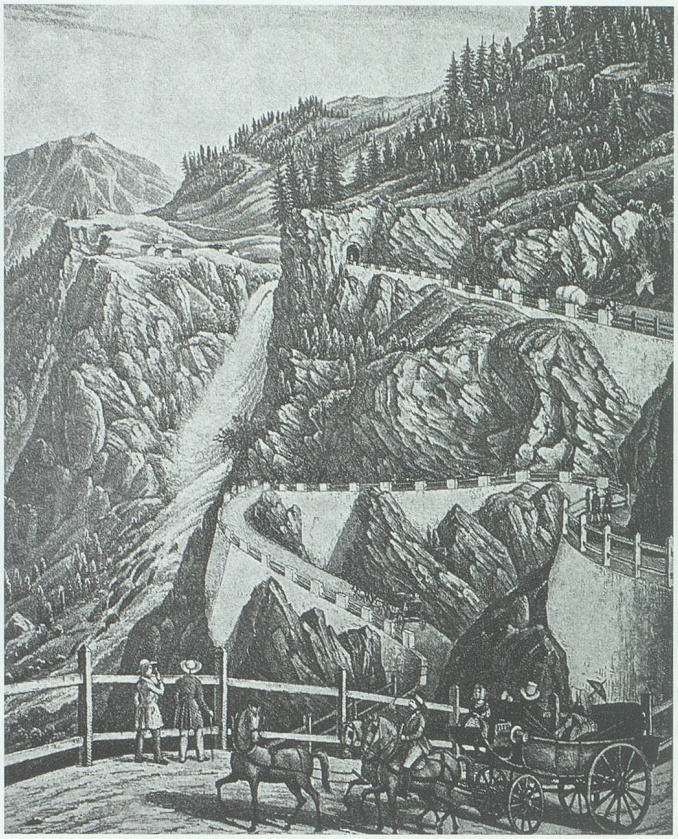
97 Zollikofer 1819, S. 149.

98 Zollikofer 1819, S. 46.

99 Scheitlin 1820, S. 100.

100 Hottinger 1817, zitiert nach Specker 1995, S. 38.

ren Lebens jenseits des Grabes für die Menschen eine Hoffnung war, die ihnen die Kraft verlieh, die finstere Zeit im Diesseits zu ertragen; und schliesslich gab es für die Mehrheit zu Beginn des 19. Jahrhunderts keine Alternative zur Flucht in die Religion. Der Gedanke an eine notwendige Neuordnung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse lebte nur in wenigen Köpfen. Erst in den 30er und 40er Jahren des 19. Jahrhunderts drangen – durch wandernde Handwerksgesellen verbreitet – hierzulande allmählich sozialrevolutionäre Ideen ein, die die Hoffnung auf eine bessere Welt im Diesseits nährten. Nicht Opium für das Volk etwa war die Religion damals; für die gequälten Menschen war sie unverzichtbare Überlebenshilfe!



Mit dem Ausbau der schweizerischen Passstrassen – wie hier des Splügenpasses (1818–1822) – konnte endlich eine witterungsunabhängige Versorgung gewährleistet werden.
Aus Dürrenmatt 1963

Ströme von Verwünschungen, Schwärmer und Sektierer

Ergeben, ja gelassen traf Peter Scheitlin die meisten Armen an, und nicht wenige unter ihnen waren bereit, sich damit abzufinden, dass man hungern und vielleicht sogar verhungern musste. Die meisten Betroffenen hatten sich das Vertrauen auf die göttliche Hilfe bewahrt, dass aber doch von manchen die Fäuste im Sack geballt wurden, ist wohl anzunehmen. Weil meistens die eher besser Situierten über die Lage der Armen geschrieben haben, ist es schwierig, etwas über die Stimmung im Volk auszusagen. Wir sind nur über einzelne Versuche schüchternen Aufbegehrens unterrichtet, und lediglich dürftige Spuren über Vorformen eines organisierten Widerstandes finden sich in den Quellen. Dass doch manchmal bei den Besitzenden Angst aufkam vor den Scharen entwurzelter Bettler, von denen sich einzelne ausnahmsweise durch Verwünschungen gegen die Obrigkeit hervortaten, von der sie sich im Stich gelassen fühlten, wissen wir. Anton Müller berichtet davon aus dem Bezirk Sargans: *«Aus hohler Brust stiegen bald manch dumpfe, besorgniserregende Worte. Furchtbar kochte es im Gemüte einzelner sonst wackerer Armen, Wut blitzte sein Auge, Verzweiflung verkündigten die krankhaften Züge des Gesichtes, die drohenden Gebärden, Verwünschungen brachen oft in Strömen aus von blassen, bald erstorbenen Lippen. Sie fluchten den Brüdern, fluchten der Gemeinde, fluchten dem Lande und ohnmächtigen, tatenlosen Führern, Menschen, Christen.»*[101]

Solche Ausbrüche dürften brave Bürger schon nachdenklich gestimmt und Furcht und Zittern verursacht haben. Von zwei Brüdern, die sich frech benommen und andere aufgehetzt hätten, wird aus der Gemeinde Flums berichtet. Vorfälle dieser Art aber scheinen vereinzelt geblieben zu sein, weshalb die Angst der Obrigkeit und der Reichen vor Umsturzgelüsten des Volkes unberechtigt war. Dass die tief in den Menschen verankerten religiösen Vorstellungen keimenden Unmut frühzeitig aufgefangen und revolutionären Tendenzen rechtzeitig die Spitze gebrochen haben, darin besteht kaum ein Zweifel.

Auch 1816/17 schossen – wie eh und je in schwierigen Zeiten – eigenartige Formen der Religiosität ins Kraut, die wohl aus dem überlieferten Glaubensgut schöpften, dieses aber in schwärmerischer und ketzerischer Art und Weise auslegten. Allerlei Sektierer nährten ihre wirren Ideen von den Letzten Dingen und vom Endschicksal der einzelnen Menschen und der Welt aus den bösen Ereignissen der Zeit. Sie vermeinten, darin die Bestätigung für ihre oft wahnhaften Vorstellungen der Endzeit, der Apokalypse, gefunden zu haben. Häufig verband sich solche Schwärmerei mehr oder weniger ausgeprägt mit Kritik an den herrschenden sozialen und wirtschaftlichen Zuständen. Fanatiker, Verzückte, Apostel und Propheten machten überall von sich reden, sorgten für Aufregung im Volk und beunruhigten die Behörden. Das Herz sei in solchen Zeitläufen allem Wahren und Unwahren offen, und da der Mensch ein furchtsames Geschöpf sei, verehre er in solchen Jammerzeiten denjenigen bald als einen Propheten, der neue Strafgerichte verkünde und sich für einen Propheten

auszugeben wage, stellt Peter Scheitlin fest und fährt gleich fort: *«Gute und schlimme Menschen horchen unwillkürlich auf ihn! Hoffend hält sich der eine an jedem Strohhalm froher Weissagung; der Ängstliche und Sünder zittert vor gedrohten Strafen und fanget an zu beten, ja [...] mitzuprophezeien. So war's der Fall in allen Hunger-, Pest und Kriegszeiten, so wird's auch in solchen Zeiten immer sein! So war's auch bei uns in dieser Hungerzeit.»*[102]

Eine der sonderbarsten Erscheinungen der an religiösen Eiferern so reichen Zeit war Juliane Barbara von Krüdener, eine baltische Baronin und Mutter des russischen Gesandten in der Schweiz. In jungen Jahren hatte sie in den höchsten Adelskreisen verkehrt und das Leben in vollen Zügen genossen. Unter dem Einfluss schrecklicher Erlebnisse am Rande des Schlachtfeldes von Eylau[103], bekehrte sie sich zur religiösen Eifer- und hemmungslosen Schwärmerin, die sich in der Rolle eines göttlichen Sprachrohrs gefiel. Sie sorgte damals in unserem Land für grosses Aufsehen und stiftete in vielen Köpfen eine heillose Verwirrung. Während sie die einen ehrfürchtig als «Frau Herrgöttin» und Wundertäterin priesen, gossen die andern nur Hohn und Spott über sie. Mit dem Abklingen der grossen Heimsuchung aber verschwand nicht nur die Krüdener, sondern es verstummten auch die meisten dieser Sektierer.

Andenken an den Schrecken

Die Betroffenen der Hungerkatastrophe von 1816/17 fühlten sich angesichts des tiefen Eindrucks, den die erlittene Not hinterlassen hatte, verpflichtet, vor allem die Lehre, die sich nach ihrer Auffassung ergeben hatte, an die Nachkommen weiterzugeben. Mit Hilfe sogenannter «Hungerandenken», die vor allem in den reformierten Gegenden der Schweiz weite Verbreitung gefunden haben, sollte das Unerhörte und nur schwer Fassbare der Tragödie für alle Zeiten wachbehalten und bewahrt werden. Für die religiös orientierten Menschen, die in der Hungersnot eine göttliche Schickung erblickten, wies sie einen dreifachen Sinn auf: Sie war erstens Prüfung und Bewährungsprobe für alle, die sich ihres Christentums rühmten. Zweitens war sie nach diesem Verständnis die Strafe für einen falschen Lebenswandel und für die Abkehr von den ewigen Werten zugunsten der Ideen der Aufklärung, durch die sich die Menschen von Gott entfernt hatten. Zum Dritten galt ihnen die erlittene Not quasi als Strafpredigt, deren Inhalt nicht in Vergessenheit geraten durfte, wenn künftig ein Unheil dieses Ausmasses vermieden werden wollte.

Während mehrerer Generationen hat denn auch seriell hergestellter Wandschmuck das Andenken an das Unfassbare wachgehalten. In ihm spiegelt sich der unglaubliche Schock, der die Menschen angesichts der existenziellen Bedrängnis überfiel. Die Andenken, in volkstümlich-naivem Stil gehalten, wurden von Zeit zu Zeit von der Wand genommen, wenn Eltern und Grosseltern ihren Nachkommen deren Bedeutung erklärten, ihnen die Sprüche darauf vorlasen und das Geschehene in dramatischer Weise zu schildern wussten. Waren diese «Denk-Mäler» mit einfachen Bildern geschmückt, so wurde ihre Wirkung und Aussage, dass Brot zu haben keine Selbstverständlichkeit sei und dieses durch die Dankbarkeit gegenüber Gott verdient werden müsse, noch verstärkt. Auch wenn die Andenken von den vielen Toten berichten oder den Verlauf der Teuerung sichtbar machen, ging es nicht darum, an der überwundenen Katastrophe die Jungen ein wohliges Gruseln zu lehren, sondern Angst und Grauen darzustellen, um die Menschen vor den Folgen sündhaften Verhaltens zu warnen.

Neben zahllosen individuell gestalteten Erinnerungsstücken entstanden damals Andenkentypen, die weite Verbreitung fanden und nur leicht abgewandelt wurden. Schaukästchen oder Schachteln mit Hungerbrötchen, handschriftliche Angaben zur Preisentwicklung, Bibelsprüche – sie alle erklärten den Nachkommen die Bedeutung des seltsamen Wandschmucks. Schlichte Erinnerungszeichen bestanden aus Ähren, die man zu Kränzen gebunden hatte. Beliebt waren andernorts auch sogenannte Hungertaler oder Gedenkmünzen, die auch in der Ostschweiz auf viele Abnehmer stiessen. Weite Verbreitung fanden Einblattdrucke mit Bildabfolgen, die Marktleute mit ihrem Verkaufssortiment zeigten, bei denen jeweils die Preise vor und nach der Teuerung standen. Bilderbogen in Kupferstich- und Holzschnitttechnik, oft von ihren Besitzern koloriert, knüpften an die frühen volkstümlichen Bildbotschaften an. Auch von Hand geschriebene Andenkenblätter einfacher Art charakterisierten das schlimme Jahr, indem sie etwa Preisvergleiche zwischen «wohlfeilen» Jahren und dem «theuren» Jahr 1817 anstellten und auf die eingetretene Verdienstlosigkeit hinwiesen.

In den meistens von ungeschulten Händen gezeichneten Hungerandenken, die oft unbeholfen und naiv wirken und an die Tradition der Bauernmalerei erinnern, zeigen sich immer wieder dieselben Motive: Bettler vor einer Stadt werden von Wachen am Tor abgewiesen, Menschen weiden mit Kühen auf der Wiese, Hungertote werden zu Grabe getragen, der Sensenmann bedroht eine Familie, der Totenvogel hockt auf einem Baum, die gute Ernte des Jahres 1817, das Volk dankt Gott für die Erlösung vom Hunger. Die in rührender Schlichtheit gestalteten volkstümlichen Andenken sollten alle dafür sorgen, dass die bösen Erinnerungen nicht verblassten.

---

101 Müller 1913, S. 10.

102 Scheitlin 1820, S. 251.

103 Die Schlacht bei Preussisch Eylau in der Nähe von Königsberg – eine der blutigsten, die Napoleon geführt hat – zwischen den Franzosen einerseits und den Preussen und Russen andererseits dauerte vom 7. bis zum 8. Februar 1807.

Die Spätfolgen der Hungersnot

Von jauchzenden Menschenscharen empfangen wurde in Rorschach am 21. August 1817 das erste Kornschiff, das nach langer Zeit wieder im Hafen einlief. Nicht nur für die Menschen, die ständig unter der Bedrohung des Hungertodes gelebt hatten, begann mit der guten Ernte des Jahres 1817 eine bessere Zeit. Die Erfahrungen des grossen Schreckens veränderte auch vieles in Politik und Wirtschaft und brachte die allmähliche Auflösung der festgefahrenen und verkrusteten Strukturen der Restaurationszeit.

Die zwar umfangreichen, aber systemlosen Hilfsangebote und der Mangel an Koordination wurden nun speziell bei jenen, die damals an vorderster Front gestanden hatten, zum Anlass genommen, sich Gedanken über mögliche Veränderungen der politischen und wirtschaftlichen Strukturen zu machen. Vieles, das den Tendenzen der Aufklärung zum Durchbruch verhalf und auf die praktische Umgestaltung der Verhältnisse hinzielte, kann als Konsequenz der Krise von 1816/17 bezeichnet werden.

Verbesserungen im Feldbau

Ins Blickfeld der Reformer gerieten zuerst die Zustände in der Landwirtschaft, und rasch wurden nun auch die grundsätzlichen Fragen nach der Nützlichkeit des bisher verfolgten Kurses aufgeworfen. War es richtig, der Industrialisierung den Vorrang vor der Landwirtschaft einzuräumen? War es klug, den Ackerbau zugunsten der Viehwirtschaft zu vernachlässigen? Die schwere Krise in der Textilindustrie hatte auf einen Schlag die Abhängigkeit der Einkommen vom launenhaften Gang des Exportes sichtbar gemacht! Viele dachten ähnlich, letztlich aber trugen dann doch jene, die auf den Ausbau der Industrie setzten, den Sieg davon. Die Mahnrufe der Landwirtschaftsfreunde verhallten indessen nicht ungehört. Die Bestellung der Felder erfuhr beträchtliche Verbesserungen, sumpfiges Erdreich wurde melioriert und urbar gemacht, und selbst an den ungünstigsten Orten wurden Pflanzungen versucht, vor allem mit Kartoffeln, die erst jetzt so richtig zum populären Nahrungsmittel avancierten. Landwirtschaftliche Kommissionen machten sich über die zweckmässige Ausnützung des Bodens Gedanken und erteilten Ratschläge zum Feldbau, die nicht ohne nachhaltige Wirkungen blieben.

Ein konzentrierter Einsatz zur Erweiterung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse hatte schon während der Hungersnot begonnen. Ruprecht Zollikofer berichtet darüber: *«Überall wurden nun auch die Felder und Wiesen besser bestellt; rauhes Erdreich urbar gemacht; hoch auf die Berge hinauf ward Karst und Samen getragen, und in den Tiefen und an steilen Abhängen ward der noch fruchtbare Boden zu erspriesslichem Ertrage aufgewühlt.»*[104] Auch Peter Scheitlin, der eine Rückkehr der schlimmen Zeit nicht ausschloss, forderte die Leser auf, dem Allmächtigen Dankbarkeit und Ehre zu bezeugen und alles zu tun, was in der Menschen Macht liege, damit niemand mehr Hunger leiden müsse: *«O, hätte man zehnmal mehr getan – so wäre nicht einer verhungert. […] O lehrte uns die schreckliche Vergangenheit Vorsicht. Bauten wir überall so viel Land an, als wir nur haben können, da jede Bohne, jeder Erdapfel, jede Ähre zur Minderung der Not etwas, viele Millionen Bohnen, Erdäpfel, Ähren etliche Haushaltungen nähren und demnach den übrigen, die nichts besitzen, den Ankauf erleichtern und wohlfeiler machen.»*[105]

Stallfütterung und Düngung

Ein weiterer Reformpunkt betraf die Einführung der Stallfütterung, weil die im Stall gefütterten Kühe mehr Milch produzierten, als solche, die sich nur von Gras im Freien ernährten. Ausserdem würde die Stallfütterung den Düngerertrag erheblich erhöhen. Das Anlegen von Güllenlöchern und Jauchekästen wurde ebenfalls propagiert, da der auf diese Weise gewonnene Dünger die Landwirte um ein Vielfaches entschädige. Alles ausser Steinen lasse sich zu Dünger verarbeiten: Der Kot ab den Gassen und Strassen, der Schutt von alten Gebäuden, Kalk, Leim, Gips und dergleichen, der Abfall aus Metzgereien und Gerbereien: Klauen, Hörner, vermodertes Leder, alte Schuhe und Riemen wie auch allerhand Lumpen aus Wolle.

Als unentbehrlich bezeichnete der «Bürger- und Bauernfreund» in einer Artikelserie zur Verbesserung des Landbaus die Pflanzung von Kartoffeln. Der Schreiber geht auch auf weitere Pflanzen ein, die zum Wohle der Bevölkerung vermehrt kultiviert werden sollten; Getreidearten wie insbesondere den Weizen, der mehr Berücksichtigung finden sollte, damit man nicht mehr auf so elende Weise vom Ausland abhängig sei. *«Lasst uns […] tausend und tausend Hände beschäftigen, die jetzt arbeitslos herumziehen; wir wollen die erstorbene Arbeitsliebe auf dem Felde wieder beleben; der Pflug, die Schaufel und Haue sollen uns eine Gattung Spinn- und Webstühle werden […] und mancher, der jetzt als Dieb zum Vorschein kommt, wird ehrlicher werden.»*[106] Oft trügen Trägheit und Saumseligkeit allein die Schuld daran, wenn es mit dem Fortschritt in der Landwirtschaft so langsam vorangehe. Deshalb wird vorgeschlagen, jemanden vonseiten der Gemeindebehörde zu bestellen, der allfällige saumselige und träge Landwirte beaufsichtige und beschäme und sie zu besserer Bearbeitung ihrer Saaten anhielte.

Diesen Reformgeist bringt denn auch ein Zitat aus dem «Schweizer-Boten» auf den Punkt: «Wer weiss, ob nicht die gegenwärtig schwer drückende Zeit besser ist als alle Predigten, besser als alle Mandate, besser als alle Schriften, und die Begierde nach Pracht, Eitelkeit, Modesucht tötet und die Menschen belehrt: dass nicht Seide und Samt, nicht Musselin und Perkal, nicht dies und jenes Flauderwerk unter

Zunehmend fanden nach der letzten grossen Hungersnot die Armenfürsorge und das, was man später unter dem Begriff «Sozialpolitik» zusammenfasste, an Bedeutung. Stahlstich Ende 19. Jahrhundert. Bild im Besitz des Verfassers

uns sein müsse, um glücklich zu sein, sondern dass eine Kleidung aus eigenem Gewebe, eine bescheidene Kleidung in unserem Land selbst verarbeitet, wohl eben so gut und genug wäre? – Sollte die gegenwärtige Zeit dies hervorbringen, so dürfte man selbst diese betrübte Zeit einst segnen, indem sie uns zu der Einfachheit und Sparsamkeit und zu dem Fleiss unserer Voreltern wieder glücklich hingeleitet hätte.»[107]

Ausbau der Verkehrswege

Auch das Verkehrswesen erlebte nach der Hungersnot einen sichtlichen Aufschwung. Zur Sicherstellung der Versorgung waren bessere Strassenverbindungen ein unbedingtes Erfordernis. In der Zeit der Restauration (1814 bis 1830), «die sonst in vielem eine Periode der Stagnation war, setzte in den zwanziger Jahren für die noch in mittelalterlicher Manier erstellten Strassen des Kantons der Ausbau zu zeitgemässen Chausseen ein. Dabei übernahm der Staat bei allen Strassenbauten [...] die Aufsichts- und Koordinationsfunktion und stellte für einzelne Projekte bereits auch Geld zur Verfügung.» Per Dekret vom 28. April 1821 bewilligte der Grosse Rat nach langem Tauziehen zum Beispiel 61 000 Gulden für den Bau einer neuen Talstrasse am Schollberg, der Schlüsselstelle der neuen Landstrasse durch das Rheintal. Mit der Eröffnung der Strasse über den San Bernardino im gleichen Jahr und kurze Zeit später jener über den Splügenpass war auch für den Kanton St.Gallen ein gewisser wirtschaftlicher Nutzen zu erwarten.[108] Die Verbesserung der Transportwege, die mit dem Bau der Bahnlinien ab den 1850er Jahren einen Höhepunkt erreichte, ermöglichte eine vom Witterungsschicksal der Region unabhängige Versorgung und hat einen entscheidenden Beitrag zur Überwindung von Hungerkrisen geleistet.

Innovativer Geist

Die Impulse, die von der Hungersnot ausgegangen waren, wirkten sich indessen vor allem zugunsten der Industrialisierung aus. Stärker als die Bedenken der Physiokraten hatte sich der Glaube an die Segnungen der Textilindustrie ausgewirkt. Und selbst die bittersten Erfahrungen mit den Exportkrisen nach dem Ende des Napoleonischen Imperiums vermochten die Hoffnungen, die der Höhenflug des Baumwollgewerbes im 18. Jahrhundert erweckt hatte, nicht zu zerstören. Nicht nur die Hilfsgesellschaften, sondern auch die Kommunen unternahmen grosse Anstrengungen, den Armen das Spinnen, das Weben und das Sticken beizubringen und ermunterten dazu, Flachs anzupflanzen. Schafzucht und Wollproduktion wurden da und dort als neue Erwerbsquellen versuchsweise eingeführt. Mit nicht unbedeutendem Geldaufwand wurde auch die Strohflechterei forciert, und es wurden sogar Versuche mit der Zucht von Seidenraupen ge-

104 Zollikofer 1819, S. 70, zitiert nach Specker 1995.

105 Scheitlin 1820, S. 446f., zitiert nach Specker 1995.

106 *Der Bürger- und Bauernfreund* vom 7. Mai 1817, nach Specker 1995.

107 Zitiert nach Specker 1995, S. 53.

108 Reich 1997, S. 60ff., insbesondere S. 77f.

macht. Es gibt viele Bestätigungen, dass durch die Hungersnot der innovative Geist richtiggehend angespornt wurde.

Anfänge der Sozialpolitik

An vielen Orten wurde nun auch endlich energisch und systematisch die Organisation der Getreidevorratshaltung an die Hand genommen. Ersparnisanstalten, die ihre Dienste auch den Arbeitnehmern zur Verfügung stellten, beugten zunehmend einem zukünftigen Geldmangel vor. Dort, wo es solche schon vor 1816/17 gegeben hatte, bestanden sie in den Hungerjahren ihre Bewährungsprobe glänzend. Zu erwähnen ist auch, dass in dieser Zeit neben Witwen- und Waisenstiftungen schon die ersten Kassen entstanden, die sich speziell der Altersvorsorge annahmen. Das, was später unter dem Begriff «Sozialpolitik» in der Gesellschaft Eingang gefunden hat, gewann zunehmend an Einfluss auf die Gesetzgebung. Der Ausbau des Armenwesens, die vermehrte Sorge für die Waisen wie auch die Anpassung des Strafrechts in der Zeit nach 1817 legen davon Zeugnis ab.

Infolge der vielen Hungertoten hatte sich die Zahl der Waisen beträchtlich vermehrt. *«Die herbe Zeit der Theuerung vom Jahr 1817 hatte unter andern wohltätige Folgen [...], auch die, dass man auf den Gedanken kam, durch Ankauf eines Hauses und Bodens zur Pflanzung eine Anstalt zu gründen, in welcher Waisen oder solche, die durch ihrer Eltern Schlechtigkeit [...] in einer noch schlimmeren Lage stehen, aufgenommen, erzogen und zu guten Menschen gebildet, in welcher auch kranke oder abgelebte Personen, die der Gemeinde zur Last fallen, zur Pflege und Besorgung aufgenommen würden».*[109] Ein vermehrtes Engagement des Staates in der Armenfürsorge war eine Forderung, die von nun an immer mehr Gewicht erhielt. Die Hungersnot von 1816/17 war damit auch in dieser Beziehung zu einem historischen Lehrstück geworden, das unsere Welt in vielerlei Hinsicht verändert hat.

109 *Verordnung für das Waisenhaus der reformirten Gemeinde Oberutzwyl*, 1819, zitiert nach Specker 1995, S. 54.

Literatur

Ackermann 1998: ACKERMANN, OTTO, *Das Rheintal als Kriegsschauplatz*. In: *Werdenberger Jahrbuch 1998*, 11. Jg., S. 67–85.

Bion-Zollikofer 1812–1844: BION-ZOLLIKOFER, PAUL CHRISTOPH, *Aus meinem häuslichen Leben*. Tagebuchaufzeichnungen 1812–1844 (Abschrift in der Kantonsbibliothek Vadiana, St.Gallen).

Bridler 1917: BRIDLER, THEODOR, *Aus schlimmen Tagen unserer Vorväter. Bilder aus der Ostschweiz während der Hungersnot im Jahre 1816/17*. Bischofszell 1917.

Dürrenmatt 1963: DÜRRENMATT, PETER, *Schweizer Geschichte*. Zürich 1963.

Feierabend 1855: FEIERABEND, M. AUGUST, *Kurzgefasste Geschichte und Statistik der Gemeinde und Ortschaft Kappel im Obertoggenburg*. [O. O.] November 1855.

Gantenbein 1946: GANTENBEIN, WILLI, *Was mir meine Grossmutter über die Hungersnot im Werdenberg 1817 erzählte*. In: *Monatschronik Rorschach* Nr. 6/1946.

Greyerz von 1918: GREYERZ, THEODOR VON, *Das Hungerjahr 1817 im Thurgau*. In: *Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte*. Frauenfeld 1918.

Hagmann 1984: HAGMANN, ULRICH FRIEDRICH, *Die Geschichte der Gemeinde Sevelen*. Sevelen 1984.

Hagmann 2003: HAGMANN, WERNER, *Sanktgallische Wirtschaftsflüchtlinge im 19. Jahrhundert*. In: *Sankt-Galler Geschichte 2003*. Bd. 5, *Die Zeit des Kantons 1798–1861*. St.Gallen 2003.

Hottinger 1817: HOTTINGER, JOHANN JAKOB, *Notlage der Hungerzeit*. In: *Siebzehntes Neujahrsblatt der Zürcherischen Hilfsgesellschaft*. Zürich 1817.

Laur 1939: LAUR, ERNST, *Der Schweizer Bauer, seine Heimat und sein Werk*. Brugg 1939.

Meier/Wolfensberger 2003: MEIER, THOMAS DOMINIK / WOLFENSBERGER, ROLF, *Heimatlose und Nichtsesshafte im frühen 19. Jahrhundert*. In: *Sankt-Galler Geschichte 2003*. Bd. 5, *Die Zeit des Kantons 1798–1861*. St.Gallen 2003.

Menolfi 2003: MENOLFI, ERNEST, *Ehe, Geburt und Tod: Zur Bevölkerungsentwicklung bis 1800*. In: *Sankt-Galler Geschichte 2003*. Bd. 4, *Frühe Neuzeit: Bevölkerung, Kultur*. St.Gallen 2003.

Müller 1913: MÜLLER, ANTON, *Die Hungerjahre 1816 und 1817 in Sargans und Werdenberg*. Mels 1913.

Reich 1996: REICH, HANS JAKOB, *Bodenverbesserungen und Landschaftswandel im Werdenberg*. In: *Werdenberger Jahrbuch 1996*, 9. Jg., S. 51–91.

Reich 1997: REICH, HANS JAKOB, *Von den alten Landstrassen und dem Bau der Kantonsstrassen*. In: *Werdenberger Jahrbuch 1997*, 10. Jg., S. 60–88.

Reich-Langhans 1921: REICH-LANGHANS, ULRICH, *Beiträge zur Chronik der Bezirke Werdenberg und Sargans*. Buchs 1921.

Scheitlin 1820: SCHEITLIN, PETER, *Meine Armenreisen in den Kanton Glarus und in die Umgebungen der Stadt St. Gallen in den Jahren 1816 und 1817*. St.Gallen 1820.

Schmid 1981: SCHMID, ALFRED A., *Die Schweizer Bilderchronik des Luzerners Diebold Schilling 1513*. Luzern 1981.

Seglias 2004: SEGLIAS, LORETTA, *Die Schwabengänger aus Graubünden. Saisonale Kinderemigration nach Oberschwaben*. Chur 2004.

Specker 1993: SPECKER, LOUIS, *Die grosse Heimsuchung. Das Hungerjahr 1816/17 in der Ostschweiz*. 1. Teil. In: *133. Neujahrsblatt*, Hg. Historischer Verein des Kantons St.Gallen. Rorschach 1993.

Specker 1995: SPECKER, LOUIS, *Die grosse Heimsuchung. Das Hungerjahr 1816/17 in der Ostschweiz*. 2. Teil. In: *135. Neujahrsblatt*, Hg. Historischer Verein des Kantons St.Gallen. Rorschach 1995.

Stutz 1988: STUTZ, JAKOB, *Siebenmal sieben Jahre aus meinem Leben*. Frauenfeld 1988.

Zellweger 1867: ZELLWEGER, JOHANN KONRAD, *Der Kanton Appenzell. Land, Volk und dessen Geschichte bis auf die Gegenwart*. Trogen 1867.

Zindel 2003: ZINDEL, UDO, *Tambora – ein Vulkan macht Weltgeschichte*. Südwestrundfunk SWR2, Wissen-Manuskriptdienst, Archiv Nr. 051-7034 [2003].

Zollikofer 1818/19: ZOLLIKOFER, RUPRECHT, *Das Hungerjahr 1817. Der Osten meines Vaterlandes oder die Kantone St. Gallen und Appenzell im Hungerjahre 1817*. 2 Bde. St.Gallen 1818 und 1819.

Foto Hans Jakob Reich, Salez